



Edgar Rice Burroughs Auf der Venus verschollen

Die Schrecken des zweiten Planeten

Der amerikanische Astronaut Carson Napier hat mit seiner Rakete auf der Venus eine Bruchlandung. Bei seinen bisherigen Streifzügen hat er nur einen kleinen Teil der Gefahren auf dem urweltlichen Planeten kennengelernt.

Jetzt scheint Carson das Ende seines Weges erreicht zu haben. Seine Chancen, als gefangener >Spion< der Hinrichtung zu entgehen, sind gering. Der Terraner kämpft jedoch verbissen um sein Leben, denn er hat eine Aufgabe zu erfüllen. Er muß die Freiheit gewinnen, um seinen Schützling zu retten.

EDGAR RICE BURROUGHS

Der Autor wurde 1875 geboren und starb im Jahre 1950. Obwohl er erst im Alter von fünfunddreißig Jahren zu schreiben begann, errang er in kurzer Zeit schriftstellerischen Erfolg. Neben seinen Tarzan-Romanen wurden vor allem seine Marserzählungen und sein vierbändiger Venus-Zyklus (ab 1934 entstanden) bekannt, dessen zweiten Band wir in der Heyne-Reihe SCIENCE FICTION CLASSICS hier vorlegen. Der erste Roman erschien unter dem Titel PIRATEN DER VENUS als Heyne-Buch Nr. 3188. Die Bände drei und vier sind in Vorbereitung.

Edgar Rice Burroughs Auf der Venus verschollen

HEYNE-BUCH Nr. 3192 im Wilhelm Heyne Verlag, München 1970

ISBN: n/a

ebook 2003 by BOOKZ 'R' US

Dieses Ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt!

SCIENCE FICTION

EDGAR RICE BURROUGHS

Auf der Venus verschollen

Ein klassischer utopischer Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3192
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

LOST ON VENUS

Deutsche Übersetzung von Thomas Schluck

Copyright © 1932 by Frank A. Munsey Company
Copyright © 1935 by Edgar Rice Burroughs, Inc.

Printed in Germany 1970

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München
Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg

Inhalt

VORWORT	5
Kapitel 1	7
Kapitel 2	26
Kapitel 3	37
Kapitel 4	47
Kapitel 5	56
Kapitel 6	73
Kapitel 7	81
Kapitel 8	98
Kapitel 9	132
Kapitel 10	149
Kapitel 11	165
Kapitel 12	180
Kapitel 13	194
Kapitel 14	209
Kapitel 15	221
Kapitel 16	235
Kapitel 17	246
Kapitel 18	264
Kapitel 19	278

VORWORT

Als Carson Napier mein Büro verließ, um auf der Insel Guadalupe seine gigantische Rakete zu besteigen und zum Mars zu fliegen, war ich überzeugt, ihn niemals wiederzusehen – jedenfalls nicht von Angesicht. Wenn ich auch im Grunde nicht daran zweifelte, daß unsere Verbindung aufgrund seiner hochentwickelten telepathischen Fähigkeiten nicht abreißen würde, so rechnete ich doch nicht wirklich damit, daß etwas aus dem Projekt wurde, sondern nahm an, daß Carson Napier schon Sekunden nach der Zündung seiner Rakete sterben würde.

Aber meine Befürchtungen bewahrheiteten sich nicht und ich folgte ihm auf seiner monatelangen Reise durch den Raum; zitterte mit ihm, als die Schwerkraft des Mondes die gewaltige Rakete vom Kurs abbrachte und sie auf die Sonne zufallen ließ; hielt mit ihm den Atem an, als er in den Anziehungsbereich der Venus geriet;

und erschauerte bei seinen ersten Abenteuern auf dem geheimnisvollen, wolkenverhangenen Planeten – Amtor, wie er von seinen menschlichen Bewohnern genannt wird. Gleichermaßen bannte mich seine Liebe zu der unerreichbaren Duare, der Tochter eines Königs, ihre Gefangennahme durch die grausamen Thoristen und seine todesmutige Rettung des Mädchens. Ich sah den unirdischen Vogelmenschen, der Duare von der felsigen Küste zum Schiff zurücktrug, das sie wieder in ihre Heimat bringen sollte – während gleichzeitig Carson Napier von einem großen Thoristen gefangengenommen wurde.

Ich sah... aber lassen wir Carson Napier seine Geschichte mit eigenen Worten erzählen, während ich mich wieder mit der unpersönlichen Rolle des Schreibers zufriedengebe.

1

Unsere Entführer standen unter dem Kommando des Ongyan Moosko und des thoristischen Spions Vilor, die Duares Entführung von Bord der SOFAL gemeinsam geplant und durchgeführt hatten.

Getragen von den fliegenden Menschen der Venus, den Angans (um meine Geschichte verständlicher zu gestalten, werde ich künftig die irdische Pluralform mit angefügtem »s« verwenden), hatten die drei das Festland erreicht, doch als die Gruppe von den haarigen Wilden angegriffen wurde, die ich später mit Hilfe des einen Angan verjagen konnte, war Duare schmählich im Stich gelassen worden.

Obwohl Moosko und Vilor sie dem sicheren Tod überlassen hatten, waren sie jetzt wütend auf mich, weil ich dafür gesorgt hatte, daß das Mädchen ihren Klauen wieder entrissen und von dem letzten überlebenden Angan zur SOFAL zurückgebracht wurde; und als sie mich jetzt in ihrer Gewalt sahen, stieg ihr Mut wieder und sie begannen heftig auf mich einzuschlagen.

Sie hätten mich wohl auf der Stelle umgebracht, wenn nicht aus ihrer Mitte ein besserer Vorschlag gekommen wäre.

Vilor, der bisher unbewaffnet gewesen war, hatte gerade einem seiner Begleiter ein Schwert entrissen und wollte mich offensichtlich erledigen, als ihn ein Mann zurückhielt.

»Warte!« brüllte er. »Was hat er getan, daß er schnell und schmerzlos sterben soll?«

»Was meinst du?« fragte Vilor und senkte seine Waffe.

Mit dem Land, in dem wir uns befanden, war Vilor ebensowenig vertraut wie ich; er stammte aus dem fernen Thora, während die anderen Männer, die zu meiner Gefangennahme beigetragen hatten, Eingeborene des Landes Noobol waren, das mit den Thoristen und ihrer weltweiten Absicht sympathisierte, Zwietracht zu säen und alle hergebrachten Regierungsformen zu beseitigen.

Vilor zögerte sichtlich. »In Kapdor«, begann der andere zu erläutern, »kennen wir viel interessantere Methoden, sich eines Feindes zu entledigen, als ihn ausgerechnet mit einem Schwert aufzuspießen.«

»Erkläre mir das«, befahl der Ongyan Moosko. »Dieser Mann hat einen schnellen Tod nicht verdient. Als Gefangener an Bord der SOFAL hat

er eine Meuterei von Vepajern angeführt, in deren Verlauf sämtliche Offiziere des Schiffes umgebracht wurden. Dann kaperte er die SOVONG, befreite ihre Gefangenen, beraubte sie, warf ihre großen Kanonen ins Meer und ging auf Piratenfahrt.

Mit der SOFAL attackierte er die YAN, ein Handelsschiff, dessen Passagier ich war – ich, ein Ongyan! Ohne sich um meine Autorität zu kümmern, eröffnete er das Feuer und enterte die YAN. Er nahm mich gefangen und behandelte mich mit äußerster Respektlosigkeit, bedrohte mein Leben und machte meine Freiheit zunichte. Für all diese Dinge muß er sterben und wenn du eine Todesart kennst, die seine Taten aufwiegelt, ist dir das Wohlwollen der Herrscher von Thora sicher.«

»Bringen wir ihn nach Kapdor«, sagte der Mann. »Dort haben wir den Raum mit den sieben Türen und ich verspreche Ihnen, daß er darin mehr Qualen erleiden wird, als jeder Schwerthieb ihm zufügen könnte.«

»Gut!« rief Vilor und gab die Waffe an den Mann zurück, dem er sie entrissen hatte. »Er hat wirklich das schlimmste Schicksal verdient.«

Sie führten mich an der Küste entlang in die Richtung, aus der sie gekommen waren und während des Marsches entnahm ich ihrem Gespräch, welch unglücklichem Zufall ich meine

Gefangennahme genau in dem Augenblick verdankte, da ich mich und Duare gerettet glaubte.

Die bewaffneten Krieger aus Kapdor waren auf der Suche nach einem geflohenen Gefangenen gewesen, als sie auf den Kampf zwischen den haarigen Wilden und den Angans aufmerksam wurden, die Duare verteidigten – ebenso wie ich von der Szene angezogen worden war auf meiner Suche nach der bildschönen Tochter Minteps, des Jong von Vepaja.

Wenig später waren sie auf Moosko und Vilor gestoßen, die dem Kampf entflohen waren und die beiden hatten sie zurückbegleitet und uns wieder aufgespürt, als Duare, der letzte Angan und ich eben die SOFAL in der Brandung entdeckt und ihr signalisiert hatten.

Da der Vogelmensch nur einen von uns tragen konnte, hatte ich ihm gegen seinen Willen befohlen, Duare zum Schiff zu bringen. Der Wind blies mit großer Kraft landeinwärts und ich sorgte mich sehr, daß der Angan den Rückweg zur SOFAL vielleicht nicht geschafft hatte. Aber wie dem auch sein möchte – der Tod im Meer war für Duare auf jeden Fall angenehmer als die Gefangennahme durch die Thoristen und durch Moosko.

Meine Bezwinger hatten dem Vogelmenschen nur einige Minuten nachgeschaut und wollten sich auf

den Rückweg nach Kapdor machen, als Moosko darauf hinwies, daß Kamlot, der zweifellos jetzt die SOFAL befehligte, eine Suchmannschaft landen und sich an die Verfolgung machen würde, sobald er durch Duare von meiner Gefangennahme erfuhr. Als sich unser Pfad hinter die Felsspitzen der Küste senkte und Duare und der Vogelmensch unserem Blick entzogen waren, verstärkte sich in mir das Gefühl des Verloreenseins. Es blieb mir nur noch eine kurze Zeit zu leben – in der Ungewißheit über das Schicksal des wunderbaren venusianischen Mädchens.

Die Tatsache, daß ich mich ausgerechnet in dieses Mädchen verliebt hatte – im Lande Vepaja, in dem es so viele hübsche Mädchen gab –, war eine rechte Tragödie. Denn Duare war die jungfräuliche Tochter eines Jong, eines Königs und sie war in den Augen ihres Volkes heilig. In den achtzehn Jahren ihres Lebens hatte sie außer mit den Mitgliedern ihrer Familie nur mit einigen Auserwählten sprechen dürfen – bis ich eines Tages in ihren Garten eingedrungen war und ihr meine unwillkommene Gegenwart aufgezwungen hatte. Wenig später war ihr dann das schlimmste Schicksal widerfahren, das einer vepajanischen Prinzessin droht – sie wurde von einer Gruppe Thoristen entführt, die später auch Kamlot und mich gefangennahm.

Mein Liebesschwur hatte sie zuerst schockiert, aber sie hatte mich nicht verraten. Sie schien mir sogar nur Verachtung entgegenzubringen – bis zu jenem letzten Augenblick auf den Klippen über den tosenden venusianischen Wogen, als ich dem Angan befahl, sie zur SOFAL zu bringen. Da streckte sie die Arme aus und flehte: »Schick mich nicht fort von dir, Carson, nein! Ich liebe dich!«

Diese Worte, diese unglaublichen Worte, klangen mir noch immer in den Ohren und versetzten mich in einen Glückstaumel – trotz des Todes, der mich zweifellos in dem geheimnisvollen Zimmer mit den sieben Türen erwartete.

Die aus Kapdor stammenden Thoristen interessierten sich über alle Maßen für mein blondes Haar und meine blauen Augen, denn solche Körpermerkmale waren ihnen offenbar noch nicht begegnet. Sie fragten Vilor über mich aus, der jedoch darauf beharrte, daß ich ein Vepajer sei; und da die Vepajer die Todfeinde der Thoristen sind, hätte er mein Schicksal nicht wirkungsvoller besiegen können, auch wenn ich der Taten, die mir Moosko zur Last legte, nicht schuldig gewesen wäre.

»Er behauptet, daß er aus einer anderen Welt komme, die weit von Amtor entfernt sei, aber er ist in Vepaja gefangengenommen worden und war dabei in Begleitung eines anderen Vepajers.

Außerdem war er Duare, der Tochter Minteps, des Jong von Vepaja, bestens bekannt.«

»Was für eine Welt könnte es außer Amtor noch geben?« höhnte einer der Soldaten.

»Keine natürliche«, sagte ein anderer Mann. »Außerhalb Amtors gibt es nur kochendes Felsgestein und Feuer.«

Die Welttheorie der Amtorier ist in ebenso undurchdringliche Nebel gehüllt wie ihr Planet. Die sprudelnde Lava der venusianischen Vulkane stammt in ihrer Einbildung aus einem gewaltigen See geschmolzenen Gesteins, auf dem Amtor schwimmt – eine riesige Scheibe. Und wenn die beiden dichten Wolkenschichten der Venus doch einmal aufreißen und die Amtorier die Strahlen der Sonne sehen und ihre verzehrende Hitze spüren können, fühlen sie sich in dem Glauben bestärkt, daß der ganze Himmel ein Feuermeer ist, das mit der geschmolzenen, kochenden See unter ihrer Welt verschmilzt und sich nachts in Funken äußert.

Die Abenteuer der letzten Stunden waren zuviel für mich gewesen; ich war fast am Ende meiner Kräfte. Das Kreischen des Hurrikans und das Rollen der SOFAL hatten mich aus dem Schlaf geweckt und nachdem ich von der gewaltigen Woge über Bord gespült worden war, hatte ich mit den Brechern einen Kampf ausgefochten, der einen

weniger starken Mann erledigt hätte. An Land gespült, war ich auf der Suche nach Duare weit umhergeirrt und bei dem Kampf mit den haarigen Wilden hatte ich meine Kräfte weiter strapaziert.

Als ich fast nicht mehr weiter konnte, erreichten wir eine Hügelkuppe und vor mir breitete sich eine von einer Mauer umschlossene Stadt aus, die an der Küste lag, wo sich eine kleine Schlucht zum Meer hin öffnete. Ich nahm an, daß wir unseren Bestimmungsort Kapdor vor uns hatten und obwohl ich wußte, daß dort unten der Tod auf mich wartete, erfüllte mich doch eine gewisse Vorfreude, da ich annahm, daß ich hinter den gewaltigen Mauern zunächst etwas zu essen und zu trinken bekommen würde.

Wir betraten die Stadt durch ein gut bewachtes Tor und da zudem sämtliche Bürger bewaffnet waren, vermutete ich, daß Kapdor viele Feinde hatte. Daß zu dieser Bewaffnung nicht nur Schwerter und Dolche, sondern auch Pistolen gehörten, überraschte mich nicht; ich hatte bereits im Hause von Kamlots Vater Duran in der Baumstadt Kooaad damit Bekanntschaft gemacht. Die amtorischen Pistolen arbeiten mit einem tödlichen Strahl, der tierisches Gewebe vernichtet und sehr gefährlich ist.

Die Straßen Kapdors waren voller Menschen, die jedoch irgendwie apathisch wirkten. Nicht

einmal der Anblick eines blonden und blauäugigen Gefangenen erweckte Interesse. Sie kamen mir wie Lasttiere vor, die ihren langweiligen Pflichten nachgingen und keinerlei Anregung fanden. Es war vor allem dieser Menschenschlag, der Dolche trug, während die Männer mit den Schwertern und Pistolen offensichtlich einer anderen Klasse angehörten, die ich für die Soldatenkaste hielt. Sie schienen wacher und fröhlicher zu sein, weil sie es im Leben besser hatten; dagegen gab es kein Anzeichen dafür, daß sie intelligenter waren als die anderen.

Die Gebäude waren sehr schlicht und es gab nur wenige zwei- oder dreigeschossige Häuser. Zum größten Teil bestanden sie aus Holz, denn es gab sehr viele Wälder in diesem Teil Amtors, wenngleich die Bäume hier nicht so hoch zu sein schienen wie in Vepaja. Die Straße, durch die ich geführt wurde, war von einer Reihe von Steingebäuden gesäumt; doch ihre Architektur war einfach und phantasielos und sie wirkten wie Kästen.

Bald darauf wurde ich über einen offenen Platz in ein Gebäude gebracht, dessen Tore von Soldaten bewacht wurden. Vilor, Moosko und der Führer der Fremden begleiteten mich in einen kahlen Raum, in dem ein Mann auf seinem Stuhl

schlief; er hatte die Füße auf einen Tisch gelegt, der ihm als Schreibbund auch als Eßtisch diente.

Unwirsch öffnete der Schläfer die Augen und blinzelte uns einen Augenblick verständnislos an.

»Sei gegrüßt, Freund Sov!« rief der Offizier, der uns begleitete.

»Oh, du bist's, Freund Hokal«, murmelte Sov schlaftrig. »Wer sind die anderen?«

»Ongyan Moosko aus Thora, Vilor, noch ein Freund und ein vepajanischer Gefangener, den ich verhaftet habe.«

Als Sov den Titel Mooskos hörte, erhob er sich sofort, denn ein Ongyan gehört zu den Mächtigen des thoristischen Imperiums. »Sei gegrüßt, Ongyan Moosko!« rief er. »Du hast uns also einen Vepajer gebracht. Ist er zufällig Arzt?«

»Ist mir egal!« schnappte Moosko. »Der Bursche ist ein Schurke und wird auf jeden Fall sterben!«

»Aber wir brauchen dringend Ärzte!« widersprach Sov. »Wir sterben an unbekannten Krankheiten, außerdem werden wir älter. Wenn wir nicht schnell einen Arzt bekommen, sind wir bald alle tot.«

»Du hast doch gehört, was ich gesagt habe, nicht wahr, Freund Sov?« fragte Moosko ärgerlich.

»Ja, Ongyan«, erwiderte der Offizier eingeschüchtert. »Er wird sterben. Soll ich ihn sofort hinrichten lassen?«

»Freund Hokal hat mir gesagt, daß ihr eine langsamere und angenehmere Hinrichtungsmethode habt und ich bin sehr daran interessiert. Erzähl mir davon.«

»Ich meinte das Zimmer mit den sieben Türen«, erklärte Hokal. »Die Verbrechen dieses Mannes sind unvorstellbar. Er hat den großen Ongyan gefangengenommen und sogar sein Leben bedroht.«

»Eine gerechte Strafe für ein solches Verbrechen haben wir nicht!« rief Sov entsetzt. »Aber wir werden das Zimmer mit den sieben Türen sofort herrichten lassen..«

»Erzähl, erzähl!« schnappte Moosko. »Wie ist dieses Zimmer? Was wird mit ihm geschehen? Wie wird er sterben?«

»Das sollten wir in der Gegenwart des Gefangenen nicht besprechen«, sagte Hokal. »Es würde die Wirkung des Raumes herabmindern.«

»Ja, schließt ihn ein, schließt ihn ein!« befahl Moosko. »Steckt ihn in eine Zelle!«

Sov rief ein paar Soldaten zusammen, die mich nach hinten führten und in einen dunklen,

fensterlosen Kellerraum stießen. Eine schwere Falltür schloß sich polternd über mir und ich war meinen düsteren Gedanken überlassen.

Das Zimmer mit den sieben Türen – ein faszinierender Name! Welch unbekanntes Schicksal mich darin auch erwartete – meine Tage auf der Venus neigten sich jedenfalls ihrem Ende zu. Dabei gab es auf diesem Planeten noch so viel zu sehen! Ich dachte an die vielen Dinge, die mir Duare über ihren Heimatplaneten erzählt hatte und an die verschiedenen Klimazonen, die die Amtorier kannten – Karbol, das kalte Land, Trabol, das warme Land und schließlich Strabol, das heiße Land, das mich am meisten interessiert hatte, weil es meiner Meinung nach dem Äquatorgebiet der Venus entsprach und weil jenseits weite, unerforschte Gebiete lagen, von denen die Bewohner der südlichen Hemisphäre keine Ahnung hatten – die gemäßigte Zone der Nordhalbkugel.

Als ich die SOFAL in meine Gewalt brachte und mich zu ihrem Piratenkapitän aufschwang, hatte ich mich unter anderem von der Hoffnung leiten lassen, einen Weg nach Norden zu finden und diese unbekannten Länder kennenzulernen. Vergebliche Hoffnung!

Doch ich hatte auch angenehme Erinnerungen. Ich dachte an meine Jugend in Indien und an den alten Chand Kabi, der meine besonderen

geistigen Talente gefördert hatte. Dann dachte ich an die treuen Freunde, die ich hier auf der Venus gewonnen hatte; an Kamlot, meinen besten Freund und an die »drei Musketiere« der SOFAL – Gamfor, Kiron und Zog. Die angenehmsten Augenblicke bereitete mir jedoch Duare. Sie war es wert, das Leben aufs Spiel zu setzen. Sie hatte gesagt, daß sie mich liebe!

Wie lange ich in dem dunklen Loch eingesperrt war, weiß ich nicht. Jedenfalls mußten mehrere Stunden vergangen sein, als ich in dem Raum über mir endlich Schritte hörte. Die Falltür wurde geöffnet und man befahl mir, hinaufzukommen.

Einige Soldaten brachten mich zurück in das schmutzige Büro, wo sich Sov mit Moosko, Vilor und Hokal unterhielt. Ein irdener Krug und mehrere Gläser ließen keinen Zweifel daran, auf welche Weise sie ihr Gespräch angeregt hatten.

»Bringt ihn in das Zimmer mit den sieben Türen«, befahl Sov und – gefolgt von den vier Männern, die mich zum Tode verurteilt hatten – wurde ich wieder über den Platz geführt.

Bereits nach wenigen Metern bogen die Soldaten in eine schmale und winklige Gasse ein und kamen dann auf einen kleinen Platz, in dessen Mitte sich mehrere Gebäude erhoben, darunter ein runder Turm, der alle überragte.

Durch ein kleines Tor kamen wir in einen Bogengang und erreichten schließlich eine schwere Tür, die einer der Soldaten mit einem großen Schlüssel öffnete. Schließlich gaben mir die Wächter den Weg frei und ich betrat den Raum, gefolgt von Sov, Moosko, Vilor und Hokal.

Ich befand mich in einem kreisförmigen Zimmer, dessen Wände in regelmäßigen Abständen von sieben identischen Türen unterbrochen waren.

In der Mitte des Raumes stand ein kreisförmiger Tisch mit sieben Tellern, auf denen sich sieben verschiedene Nahrungsmittel befanden; daneben standen sieben gefüllte Kelche. Über der Mitte des Tisches hing ein Seil, das in einer Schlinge endete; sein oberes Ende verlor sich in der Dunkelheit des hohen Raumes, der nur spärlich erleuchtet war.

Da ich sehr hungrig und durstig war, belebte mich der Anblick des reichlich gedeckten Tisches sehr. Offensichtlich sollte ich nicht hungrig sterben.

»Warte!« schnappte Sov. »Hör gut zu, was ich dir zu sagen habe.« Währenddessen wanderte Moosko herum und auf seinen dicken Lippen spielte ein zufriedenes Lächeln. »Wir werden dich in Kürze allein lassen«, fuhr Sov fort. »Wenn es dir gelingt, aus diesem Gebäude zu entkommen, sei dir das Leben geschenkt.

Wie du siehst, hat dieses Zimmer sieben Türen, von denen keine verriegelt oder sonstwie verschlossen ist. Hinter jeder liegt ein Korridor, der genauso aussieht wie der, durch den wir eben gekommen sind. Es steht dir frei, jede der Türen zu öffnen und jeden der Korridore zu betreten. Wenn du eine Tür allerdings passiert hast, wird sie von einem Mechanismus geschlossen und du kannst nicht wieder zurück. Nur eine Tür führt in die Freiheit; hinter den anderen lauert der Tod.

Im Korridor hinter der zweiten Tür wirst du auf eine versteckte Sprungfeder treten und damit eine Serie von Spießen auslösen, die von allen Seiten auf dich eindringen und dich sofort töten.

Im dritten Korridor wird von einem ähnlichen Mechanismus ein Gas entzündet und in dem folgenden Feuersturm wirst du verbrennen. Im vierten wirst du es mit R-Strahlen zu tun bekommen und im fünften wird sich am anderen Ende des Korridors eine Tür öffnen, die den Weg für einen Tharban freigibt.«

»Was ist ein Tharban« fragte ich.

Sov blickte mich erstaunt an. »Das weißt du ebensogut wie ich«, knurrte er.

»Ich habe dir schon gesagt, daß ich aus einer anderen Welt komme!« schnappte ich. »Ich weiß nicht, was das Wort bedeutet.«

»Es schadet ihm nicht, wenn wir es ihm sagen«, schlug Vilor vor. »Wenn er das Tier aus irgendeinem Grunde wirklich nicht kennen sollte, wäre der Raum vielleicht nicht so wirkungsvoll.«

»Kein schlechter Gedanke«, bemerkte Moosko. »Gib ihm eine Beschreibung, Freund Sov.«

»Der Tharban ist ein entsetzliches Raubtier«, erklärte Sov, »und ist mit einem rötlichen Borstenfell bedeckt, durch das sich weiße Längsstreifen ziehen, während seine Unterseite bläulich gefärbt ist. Er hat gewaltige Zähne und Krallen und frißt nur Fleisch.«

In diesem Augenblick ertönte ein gewaltiges Brüllen, bei dem das Gebäude zu erzittern schien.

»Das ist der Tharban«, sagte Hokal grinsend. »Er hat seit drei Tagen nichts zu fressen bekommen und ist nicht nur sehr hungrig, sondern auch sehr aufgebracht.«

»Und was liegt hinter der sechsten Tür?« fragte ich.

»Im Korridor hinter der sechsten Tür wirst du aus versteckten Düsen mit Säure bespritzt, die dir zuerst die Augen ausbrennt und dann langsam dein Fleisch zerfrißt; du wirst genügend Zeit haben, die Verbrechen zu bereuen, die dich

hierhergebracht haben. Die sechste halte ich für die schrecklichste Tür.«

»Ich finde die siebente noch schlimmer«, bemerkte Hokal.

»Vielleicht«, räumte Sov ein. »Auf jeden Fall dauert der Tod noch länger und die seelische Qual ist einfach unvorstellbar. Wenn du die versteckte Sprungfeder berührst, setzen sich die Wände in Bewegung und kommen auf dich zu. Sie bewegen sich nur unmerklich, aber irgendwann werden sie dich erreichen und zerquetschen.«

»Und was soll die Schlinge über dem Tisch?« fragte ich.

»Die Qual der Entscheidung, welche Tür wohl in die Freiheit führt, wird dich in Versuchung führen, Selbstmord zu begehen – und die Schlinge ist für diesen Zweck vorgesehen. Aber vorsichtshalber haben wir sie so niedrig über dem Tisch angebracht, daß du dir darin nicht das Genick brechen kannst – nein, das wäre ein zu schneller Tod. Dir bliebe nichts anderes übrig, als langsam darin zu ersticken.«

»Es scheint, als hättest ihr keine Mühe gescheut, eure Feinde zu vernichten«, sagte ich.

»Das Zimmer der sieben Türen ist nicht in erster Linie für die Todesfolter vorgesehen«, erklärte Sov, »sondern als Mittel, Ungläubige zum Thorismus zu

bekehren und du wärst sicher überrascht, wenn ich dir erzähle, wie wirkungsvoll die Behandlung ist.«

»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich. »Nachdem ihr mir nur das Schlimmste erzählt habt, darf ich wohl meinen Hunger und Durst stillen, ehe ich sterbe.«

»Alles, was sich in diesem Raum befindet, steht uneingeschränkt zu deiner Verfügung – allerdings muß ich dir wohl vor dem Essen erklären, daß von den sieben verschiedenen Gerichten auf dem Tisch sechs vergiftet sind. Ehe du deinen Durst stillst, solltest du wissen, daß auch von den sieben Getränken sechs vergiftet sind. Und jetzt werden wir dich allein lassen, Mörder. Wir sind die letzten Menschen, die du jemals zu Gesicht bekommst.«

»Wenn ich mich für den Rest meines Lebens mit deinem Anblick zufriedengeben müßte, würde ich den Tod frohen Herzens willkommen heißen.«

Hintereinander verließen sie den Raum durch die Tür, die zur Freiheit führte. Ich hielt meine Augen darauf gerichtet, um sie mir zu merken; doch im nächsten Augenblick erlosch das Licht.

Hastig setzte ich mich in Bewegung – und hielt dabei in gerader Linie auf die rettende Tür zu, der ich mich zugewendet hatte. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken, wie einfach sie es sich machten,

wenn sie glaubten, daß ich bei Dunkelheit die Orientierung verlieren würde.

Mit ausgestreckten Händen näherte ich mich der Tür. Seltsamerweise war mir schwindlig zumute und ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten. Meine Finger berührten etwas, das sich bewegte; es war die Wand, die sich langsam nach links schob. Ich spürte, wie eine Tür vorübergliitt, dann die zweite... Dann kam mir die Wahrheit zu Bewußtsein. Der Fußboden, auf dem ich stand, drehte sich und ich hatte die Tür zur Freiheit aus den Augen verloren.

2

Unfähig, mich zu bewegen, stand ich in der Dunkelheit. Dann ging das Licht wieder an und ich sah die Wand und die Türen, die langsam an mir vorüberzogen. Welche bot den Weg zur Freiheit...?

Hoffnungslosigkeit befiehl mich; zudem quälten mich Hunger und Durst. Ich trat an den Tisch in der Mitte des Raumes. Einer der sieben Kelche war harmlos und der Reihe nach roch ich daran. Zwei Kelche schienen mit Wasser gefüllt, das in einem Fall milchig schimmerte. Ich hatte keinen Zweifel, daß die Flüssigkeit in dem anderen Kelch harmlos war.

Ich hob ihn an die Lippen und meine ausgedörrte Kehle sehnte sich nach der Labsal – doch schon befiehlen mich die ersten Zweifel. Solange ich die Hoffnung nicht endgültig aufgeben mußte, durfte ich ein solches Risiko nicht eingehen und ich stellte den Kelch wieder auf den Tisch.

Mit welch unvorstellbarer Grausamkeit war dieser Raum ersonnen worden. In ihm war nichts, das nicht tödlich gewesen wäre, wenn ich es zur Hand

genommen hätte und als ich meiner Müdigkeit nachgeben wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf dem bloßen Boden auszustrecken, der mir in diesem Augenblick wie eine bequeme Couch vorkam.

Ich war schon halb entschlummert, als ich plötzlich spürte, daß etwas meinen nackten Rücken berührte – etwas Kaltes, Unangenehmes.

Meine Phantasie gaukelte mir sofort neue unvorstellbare Folterqualen vor und ich sprang auf. Entsetzt stellte ich fest, daß der ganze Fußboden mit Schlangen jeder Größe übersät war, die langsam auf mich zukrochen; Schlangen aller Gattungen; Schlangen mit säbelgleichen Hauern; Schlangen mit Hörnern; Schlangen mit Ohren; blaue, rote, grüne Schlangen. Sie glitten aus Löchern hervor, die sich dicht über dem Fußboden in der Wand aufgetan hatten und schienen nach etwas Eßbarem Ausschau zu halten – nach mir.

Hastig sprang ich auf die Tischplatte zwischen die Teller und Krüge, hockte mich nieder und beobachtete die entsetzlichen Reptilien. Meine letzte Zufluchtsstätte, der Fußboden, war mir also auch genommen!

Jetzt wurde meine Aufmerksamkeit wieder auf das Essen gelenkt, das mir plötzlich ein schmerzloser Ausweg aus einer hoffnungslosen Situation zu sein

schien. Denn welche Chance hatte ich schon, hier lebend wieder herauszukommen? Ich dachte an Duare. Selbst wenn mir ein Wunder zu Hilfe kam und ich die Freiheit gewann, durfte ich nicht damit rechnen, sie jemals wiederzusehen. Ich wußte ja nicht einmal die Richtung, in der ihre Heimat Vepaja lag – das Land, in das Kamlot sie bestimmt gerade zurückbegleitete.

In der ersten Zeit nach meiner Gefangennahme hatte ich mich mit der schwachen Hoffnung getragen, daß Kamlot einen Suchtrupp von der SOFAL an Land setzen und den Versuch unternehmen würde, mich zu retten. Aber inzwischen hatte ich mich längst mit meinem Schicksal abgefunden, denn seine Sorge hatte vor allem der Sicherheit Duares, der Tochter seines Königs, zu gelten und nichts durfte die Rückreise nach Vepaja auch nur um einen Augenblick hinauszögern.

Als ich die Schlangen beobachtete, hörte ich von außerhalb ein schwaches Geräusch, das sich fast wie der Schrei einer Frau anhörte. Ich überlegte, welch neue Untaten da in dieser entsetzlichen Stadt geschehen mochten. Doch was es auch war – ich konnte es nicht verhindern, denn ich hatte genügend eigene Probleme.

Eine der größeren Schlangen, ein schreckliches Ungeheuer von etwa sechs Metern Länge, hob ihren Kopf über die Tischplatte und begann

mich aus lidlosen Augen anzustarren. Ich glaubte förmlich zu sehen, wie das Gehirn des Reptils das Vorhandensein der Nahrung registrierte.

Die Schlange legte den Kopf auf den Tisch und wand sich langsam auf mich zu.

Ich blickte mich hastig um und suchte vergeblich nach einem Ausweg. Nachdem das Licht wieder angegangen war, hatte die Kreisbewegung des Fußbodens aufgehört. Hinter einer der sieben Türen lag die Freiheit – hinter jeder anderen wartete der Tod. Auf dem Fußboden zwischen dem Tisch und der Wand ringelten sich die Schlangen. Sie hatten sich nicht gleichmäßig im Zimmer verteilt, so daß es hier und da Stellen gab, über die sich, wenn man schnell lief, die Außenwand erreichen ließ, ohne in die Reichweite einer Schlange zu geraten. Und doch würde ein einziger Biß genügen, um meinem Leben ein Ende zu setzen. Zudem wußte ich so gut wie gar nichts über die zahlreichen Schlangenarten, die hier vertreten waren.

Der furchteinflößende Kopf der Schlange kam auf der Tischplatte langsam näher; der größte Teil ihres Körpers ringelte sich noch auf dem Fußboden. Noch deutete nichts darauf hin, wie sie angreifen wollte; und ich wußte nicht, ob ich mich auf einen schnellen Giftbiß oder auf eine tödliche Umschlingung gefaßt machen sollte. Auf jeden Fall waren meine Aussichten wenig angenehm.

Ich warf einen hastigen Blick auf die Türen. Sollte ich aufs Geratewohl eine Tür öffnen?

Der ekelerregernde Kopf kam immer näher und ich wandte mich ab, entschlossen, auf die Tür zuzustürzen, deren Zugang am wenigsten durch Schlangen versperrt war. Hastig sah ich mich um und stellte fest, daß der günstigste Weg zu einer Tür führte, neben der ein Stuhl stand.

Es war im Grunde gleichgültig, welche Tür ich wählte – eine war so gut wie die andere. Meine Chancen standen ohnehin nur eins zu sieben! Wenn ich allerdings auf dem Tisch blieb, hatte ich überhaupt keine Chance. Die Entscheidung fiel mir also nicht schwer.

In den vergangenen Jahren war ich vom Leben oft genug begünstigt worden und auch jetzt war ich irgendwie überzeugt, daß mich das Schicksal auf die Tür zutreiben würde, hinter der die Freiheit wartete. Es war also mit einem gewissen Optimismus, daß ich jetzt von der Tischplatte sprang und auf die entscheidende Tür zustürzte.

Und obwohl ich mir meiner Rettung in diesem kurzen Augenblick fast sicher war, vergaß ich doch den guten Rat nicht, den ich in meiner Jugend oft genug gehört hatte: »Vertrau auf Gott, mein Junge, halte dir aber das Pulver trocken!« Auf meine Lage angewendet, hätte der Spruch lauten können:

»Vertrau auf das Schicksal, halt dir aber den Rückweg offen.«

Ich wußte, daß sich die sieben Türen nach außen öffneten und daß es für mich keine Rückkehr gab, wenn ich über die Schwelle getreten war und sich eine Tür hinter mir geschlossen hatte. Aber wie konnte ich das umgehen?

Meine Überlegungen, die ich hier so ausführlich darlege, dauerten nur wenige Sekunden. Ich hastete durch den Raum, wobei ich zwei Schlangen auswich, die mir im Weg waren. Überall begannen die Ungeheuer zu kreischen und zu zischen und die Schlangenkörper setzten sich blitzschnell in Bewegung, um mir den Weg abzuschneiden oder mich zu verfolgen.

Was mich dazu bewegte, im Vorbeirennen den Stuhl aufzunehmen, weiß ich nicht – es kam einfach über mich. Vielleicht hoffte ich im Unterbewußtsein, ihn als Verteidigungswaffe benutzen zu können. Jedenfalls stellte ich fest, daß seine Sitzfläche mit Nägeln besetzt war, so daß sich niemand darauf niederlassen konnte.

Die ersten Schlangen waren schon bedrohlich nahe, als ich die Tür erreichte und ich hatte keine Zeit mehr für weiteres Zögern. Ich stieß die Tür auf und betrat den dahinterliegenden, schwach erleuchteten Korridor, der genauso aussah wie der Flur, durch den wir in das Zimmer mit den

sieben Türen gelangt waren. Die Hoffnung ließ mir das Herz in der Brust höher schlagen, doch ich hielt mein Pulver trocken – ich schob den Stuhl auf die Schwelle, so daß sich die Tür nicht wieder schließen konnte!

Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als mir das Herz stockte. In der Dämmerung vor mir leuchteten zwei Feuerbälle auf und ein entsetzliches Brüllen ertönte. Ich hatte den fünften Korridor gewählt, der in den Käfig des Tharban führte!

Ich zögerte nicht, denn ich wußte, daß mich in der Schwärze dieses Loches der Tod erwartete. Nein, er wartete nicht, sondern stürzte sogar auf mich zu. Ich wandte mich zur Flucht und rettete mich in die vorübergehende Sicherheit, die mir der erleuchtete, größere Raum bieten konnte und als ich die Schwelle passierte, versuchte ich den Stuhl fortzureißen, damit sich die Tür vor dem wilden Ungeheuer schloß! Doch das gelang mir nicht. Die Tür, von einer mächtigen Sprungfeder zugeschoben, schloß sich zu schnell und klemmte den Stuhl fest, ehe ich ihn ganz fortziehen konnte; auf diese Weise war der Durchgang frei.

In meinem kurzen Leben hatte ich schon manche gefährliche Situation meistern müssen, aber in einer derart hoffnungslosen Lage hatte ich mich noch nicht befunden. Vor mir waren die Schlangen, angeführt von dem riesigen Ungeheuer, das mich

auf dem Tisch angegriffen hatte; hinter mir drohte der wütende Tharban. Die Tischplatte, der ich noch vor Sekunden dankbar entflohen war, schien mir jetzt die einzige Zufluchtsstätte zu sein, die mir auf der Welt geblieben war.

Rechts von der Tür war eine Stelle ohne Schlangen. Ich hechtete über die Reptilien, die mich vor der Tür anvischten und erreichte den freien Fleck gerade in dem Augenblick, als der Tharban in den Raum sprang.

Ich war nur von dem Impuls besessen, die Tischplatte zu erreichen, ohne daß ich darüber nachdachte, wie sinnlos dieses Vorhaben sein mochte. Vielleicht war es gerade meine Entschlossenheit, die dazu führte, daß ich mein Ziel schließlich erreichte und als ich mich auf dem Tisch umwandte, um die Situation zu überschauen, mußte ich feststellen, daß etwas eingetreten war, das mich vor dem sofortigen Tode rettete und mir eine kleine Atempause gestattete.

Auf halbem Wege zwischen der Tür und dem Tisch wehrte sich der Tharban, ein brüllendes, hin und her springendes Ungeheuer, gegen die Schlangen. Er schlug und biß wild um sich, riß die Angreifer in Stücke, doch sie ließen sich nicht abschrecken und für jedes Reptil, das er vernichtete, glitten zehn neue auf ihn zu.

Die Schlange, die mich auf dem Tisch angegriffen hatte, überragte drohend alle anderen und der Tharban schien zu wissen, daß er hier einen würdigen Gegner vor sich hatte; während er die kleineren Schlangen mit Verachtung bekämpfte, ließ er das große Reptil nicht aus den Augen und unternahm immer wieder heftige Ausfälle. Aber vergeblich. Blitzschnell zuckte der bewegliche Schlangenkörper zur Seite, wich jedem Vorstoß aus wie ein erfahrener Boxer und verpaßte keine Chance, selbst anzugreifen und die Zähne tief im Fleisch des Tharban zu vergraben.

Das Brüllen und Kreischen des Raubtiers vereinigte sich mit dem Zischen und Klappern der Schlangen zu einem unvorstellbaren Lärm. Wer würde Sieger bleiben bei diesem Kampf der Giganten? Und obwohl es nur auf die Frage hinauslief, in welchem Bauch ich später enden würde, folgte ich der Auseinandersetzung mit einer gewissen Spannung.

Es war ein blutiger Kampf, wobei das Blut allerdings nur von dem Tharban und den kleineren Schlangen stammte; das große Reptil war nach wie vor unversehrt. Ich kann mir nicht erklären, wie es den wilden Angriffen des Tharban jedesmal entging und in den meisten Fällen auch noch einen Gegenangriff unternahm. Jedenfalls stellte der Tharban seine Attacken bald ein und begann

zurückzuweichen. Ich beobachtete den langsam hin und her schwingenden Kopf der Schlange, der jede Bewegung des Gegners aufmerksam verfolgte. Der Tharban, der sich nicht um die kleineren Schlangen kümmerte, die sich in seinen Körper verbissen hatten, wirbelte plötzlich herum und sprang auf die halb offene Tür zu.

Offensichtlich hatte die Schlange auf diese Bewegung gewartet. Halb aufgerollt lag sie am Boden und schoß nun plötzlich wie eine gewaltige Sprungfeder durch die Luft. Blitzschnell hatte sie ihren Körper um den Körper des Tharban gelegt – so schnell, daß ich der Bewegung kaum zu folgen vermochte. Dann entblößte sie ihre gewaltigen Fänge und vergrub sie im Hals des Tharban. Dieser stieß einen entsetzlichen Schrei aus, als sich der Schlangenkörper abrupt zusammenzog. Dann war der Kampf vorbei.

Erleichtert atmete ich auf, als ich überlegte, daß der Tharban den Hunger der riesigen Schlange schon eine Zeitlang stillen und sie von mir ablenken würde. Doch da löste sich das mächtige Ungeheuer von seinem Opfer und wandte den Kopf langsam in meine Richtung.

Gebannt starrte ich einen Augenblick in die kalten, lidlosen Augen und beobachtete entsetzt, wie das Ungeheuer auf den Tisch zuglitt. Es wand

sich jetzt sehr langsam und in seinen Bewegungen lag eine Endgültigkeit, die mich lähmte.

Ich sah, wie es den Kopf hob, ich sah, wie sich der entsetzliche Kopf zwischen dem Geschirr langsam näherte. Ich konnte es nicht länger ertragen und wandte mich zur Flucht. Wohin ich fliehen konnte, war mir egal und wenn ich mich nur auf die andere Seite des Raumes rettete.

3

Zwei Dinge geschahen, als ich zur Flucht ansetzte. Wieder hörte ich den Schrei einer Frau und im gleichen Augenblick berührte ich mit dem Gesicht die Schlinge, die über dem Tisch hing.

Während mich der Schrei wenig beeindruckte, weckte die Schlinge plötzlich neue Hoffnungen. Mir kam der Gedanke, daß sie mir zu etwas dienen konnte, für das sie ganz bestimmt nicht gedacht war.

Und schon sprang ich hoch und packte das Seil; im gleichen Augenblick berührte der kalte Kopf der Schlange mein bloßes Bein. Wütend zischte sie auf, als ich mich am Seil in die Höhe hängelte und mich schließlich auf den Balken rettete, an dem das Seil befestigt war. Unter mir wand sich das Reptil hin und her. Es hatte ein Drittel seines Körpers in die Höhe gehoben und versuchte ihn um das Seil zu winden, das jedoch hin und her schwang und ihm immer wieder entglitt. Vorsichtshalber zog ich es hoch und schlang es um den Balken. Vorübergehend war ich in Sicherheit und aufatmend blickte ich mich um.

Es war ziemlich dunkel hier oben und so konnte ich nur vermuten, daß die Decke des Raumes noch einige Meter über mir lag, inmitten eines Durcheinanders von Pfeilern und Stützbalken. Ich entschloß mich, diesen Teil des Turmes sorgfältig zu erforschen.

Ich erhob mich und tastete mich langsam zur Wand vor. Am Ende des Balkens entdeckte ich einen schmalen Steg, der sich offensichtlich um den Raum wand. Er war etwa fünfzig Zentimeter breit und hatte kein Geländer. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Art Gerüst, das die Arbeiter nach der Errichtung des Gebäudes zurückgelassen hatten.

Vorsichtig ließ ich meine Hände an der Wand entlanggleiten, während ich mich auf dem Steg vorwärtsschob. Da hörte ich wieder den gequälten Schrei, der schon zweimal meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Allerdings war ich auch jetzt noch viel zu sehr mit meinen eigenen Sorgen beschäftigt, als daß ich mich um das Schicksal einer unbekannten Frau hätte kümmern können.

Einen Augenblick später machten meine Finger eine Feststellung, die meine Gedanken in eine völlig neue Richtung lenkten. Soweit ich feststellen konnte, handelte es sich um eine Art Tür oder Fenster. Mit beiden Händen tastete ich weiter. Ja, es war eine Tür!

Ich suchte nach den Scharnieren und fand schließlich auch den Riegel, den ich vorsichtig zurückschob. Gleich darauf spürte ich, wie sich die Tür nach innen bewegte.

Was erwartete mich auf der anderen Seite? Eine neue Gefahr – oder etwa die Freiheit? Ich zögerte nicht lange. Eine Antwort auf die Frage konnte ich nur finden, wenn ich die Tür öffnete. Langsam verbreiterte ich den Spalt. Frische Nachluft wehte herein und ich sah das schwache Leuchten des venusianischen Nachthimmels.

War es möglich, daß die Thoristen diesen Ausweg aus ihrer Todeskammer nicht kannten? Es blieb mir nichts anderes übrig, als weiter vorzudringen und die unbekannten Gefahren auf mich zu nehmen.

Ich öffnete die Tür ganz und trat auf einen Balkon, der sich in beiden Richtungen um das runde Gebäude zog. Er hatte eine niedrige Außenwand, hinter die ich mich duckte. Ich versuchte mir über meine Lage klar zu werden. Obwohl im Augenblick keine neuen Gefahren zu drohen schienen, war ich noch immer mißtrauisch. Als ich mich vorsichtig in Bewegung setzte, zerriß ein weiterer Schrei die Stille der Nacht. Diesmal schien er ganz aus der Nähe zu kommen; die Wände des Gebäudes, in dem ich gefangen war, hatten die Geräusche bisher gedämpft.

Ich hatte mich den Schreien bereits genähert und setzte nun meinen Weg fort auf der Suche nach einer Möglichkeit, nach unten zu gelangen.

Langsam umrundete ich den Turm und erblickte schließlich ein zweites Gebäude, das sich in wenigen Metern Entfernung erhob; gleichzeitig entdeckte ich etwas, das mein Interesse weckte – einen schmalen Steg, der von meinem Balkon zu einem ähnlichen Rundgang am Nachbarhaus führte.

Wieder klangen die Schreie auf; sie schienen aus dem Gebäude zu kommen, das ich eben entdeckt hatte. Doch es waren nicht die Schreie, die mich dazu bewegten, den Steg zu überqueren, sondern die Hoffnung auf einen Weg nach unten.

Hastig duckte ich mich auf dem Balkon des Nachbargebäudes und kroch zur nächsten Ecke. Auf der anderen Seite fiel Licht aus einem Fenster.

Zuerst wollte ich umkehren, um nicht doch noch entdeckt zu werden; doch wieder schrillte der entsetzte Schrei, der diesmal so nahe war, daß er aus dem erleuchteten Zimmer hinter dem Fenster kommen mußte. Er war von einer derartigen Hoffnungslosigkeit und Angst bestimmt, daß ich mich seiner Wirkung nicht mehr entziehen konnte. Ungeachtet der Folgen näherte ich mich dem offenen Fenster und blickte in das Zimmer.

Ein Mann hatte eine Frau auf eine Couch geworfen und drang mit einem Dolch auf sie ein. Ob er sie zu töten beabsichtigte, ließ sich nicht erkennen; im Augenblick schien er sie nur quälen zu wollen.

Er hatte mir den Rücken zugewandt, so daß ich das Gesicht der Frau nicht erkennen konnte. Wieder ließ er die Dolchklinge über ihre Haut gleiten, und als sie aufschrie, lachte er – ein entsetzliches, hämisches Lachen. Ich kannte den psychopathischen Typ, den ich hier vor mir hatte – einen Typ, dem es Vergnügen bereitete, dem Objekt seiner wahnsinnigen Leidenschaft Schmerzen zuzufügen.

Ich sah, wie er sich hinabbeugte, um sie zu küssen. Sie schlug ihm ins Gesicht und als er sich zur Seite beugte, um dem Schlag auszuweichen, sah ich sein Gesicht. Es war Moosko, der Ongyan!

Er mußte seinen Griff gelockert haben, als er zur Seite fuhr, denn das Mädchen richtete sich auf und versuchte zu entfliehen. Dabei wurde ihr Gesicht erkennbar und das Herz stockte mir in unsäglichem Entsetzen. Es war Duare!

Mit einem gewaltigen Sprung hechtete ich in das Zimmer und stürzte mich auf den Mann. Ich packte ihn an den Schultern, wirbelte ihn herum und als er mich erkannte, schrie er entsetzt auf. Er wich zurück, doch ich setzte sofort nach. Er

stolperte und fiel rückwärts auf die Couch, wobei er mich mitzog. Wir landeten auf Duare, die sich noch nicht hatte bewegen können.

Ich schlug Moosko den Dolch aus der Hand und schloß meine Finger um seinen Hals. Er war ein großer Mann, dem es an Kräften nicht fehlte und die Todesangst schien ihn noch zu beleben. Er kämpfte mit dem Mute des Verzweifelten.

Ich zog ihn von der Couch, um Duare nicht zu verletzen und wälzte mich mit ihm am Boden. Er begann um Hilfe zu schreien und ich verdoppelte meine Anstrengungen, um ihm die Kehle zuzudrücken, ehe er Helfer herbeirufen konnte.

Er schnappte nach mir wie ein wildes Tier und versuchte mir abwechselnd ins Gesicht zu schlagen und mir die Luft abzudrücken. Meine Abenteuer hatten mich erschöpft und da ich außerdem lange nichts mehr gegessen und wenig geschlafen hatte, erlahmten meine Kräfte schnell. Ich wußte, daß ich meinen Gegner so schnell wie möglich besiegen mußte, wenn ich Duare und mich retten wollte und so holte ich zu einem gewaltigen Schlag aus, den ich in Mooskos Gesicht landete.

Einen Augenblick ließen seine Anstrengungen nach und ich nutzte meine Chance. Er strampelte und wand sich und teilte entsetzliche Schläge aus, doch obwohl es mir bald vor den Augen flimmerte,

lockerte ich meinen Griff nicht, bis Moosko schließlich leblos am Boden lag.

Moosko schien so tot, wie es ein Mann nur sein konnte und ich erhob mich und betrachtete Duare, die sich aufgerichtet hatte und den Kampf von ihrer Couch verfolgt hatte.

»Sie!« rief sie. »Das kann doch nicht sein!«

»O doch«, beruhigte ich sie.

Langsam erhob sie sich und starrte mich an. Ich breitete die Arme aus, um sie an mich zu drücken. Sie hob die Hände; doch dann hielt sie verwirrt inne.

»Nein!« rief sie. »Nein, es ist alles ein schrecklicher Fehler.«

»Aber du hast gesagt, daß du mich liebst«, sagte ich ratlos.

»Das ist ja der Irrtum«, erwiderete sie. »Ich liebe Sie nicht. Angst, Dankbarkeit, Sympathie, Erregung – all das hat diese fremden Worte über meine Lippen gebracht, Worte, die ich nicht... nicht wirklich gemeint habe.«

Ich fühlte mich plötzlich sehr müde und einsam und ich wandte mich ab. Es war mir egal, was jetzt aus mir wurde. Doch die Stimmung hielt nicht lange an. Ob sie mich nun liebte oder nicht – eine Aufgabe war mir geblieben. Ich mußte sie aus

Kapdor und aus der Gewalt der Thoristen befreien und sie zu ihrem Vater Mintep, dem König der Vepajer, zurückbringen.

Ich trat ans Fenster und lauschte. Soweit ich feststellen konnte, hatten Mooskos Hilfeschreie keine Aufmerksamkeit erregt. Es schien niemand zu kommen. Warum auch – nachdem Duare so oft geschrien hatte!

Ich nahm mir die Zeit, den Raum zu untersuchen, der vielleicht noch etwas enthielt, was uns bei unserer Flucht behilflich sein konnte. Es war ein großes Zimmer, das sehr geschmacklos eingerichtet war. In einer Ecke stieß ich auf einen Tisch, der sofort mein uneingeschränktes Interesse fand – er war mit köstlichen Eßwaren beladen.

Ich wandte mich an Duare. »Ich werde versuchen, Sie sicher aus Noobol zu geleiten«, sagte ich, »und Sie nach Vepaja zurückzubringen. Wollen Sie mir trauen und mit mir kommen?«

»Wie können Sie daran zweifeln?« erwiderte sie. »Wenn Ihnen das gelingt, werden Sie in meiner Heimat fürstlich belohnt.«

Ihre Worte ärgerten mich und nur im letzten Augenblick unterdrückte ich die bösen Worte, die mir auf der Zunge lagen. Was hatte es für einen Zweck? Ich wandte mich wieder dem Tisch zu. »Was ich sagen wollte«, fuhr ich fort. »Ich werde auf jeden

Fall versuchen, Sie zu retten, aber das kann ich mit leerem Magen nicht. Ich möchte etwas essen, ehe wir diesen Raum verlassen. Wollen Sie mithalten?«

»Wir müssen uns stärken«, sagte sie. »Ich habe keinen Hunger, aber es ist richtig, wenn wir etwas essen. Moosko hat die Mahlzeit für mich bestellt, aber in seiner Gegenwart konnte ich nichts zu mir nehmen.«

Während wir schweigend aßen, plagte mich die Neugier. Ich hätte zu gern gewußt, wie Duare in die thoristische Stadt gekommen war, aber ihr Verhalten hielt mich davon ab, näheres Interesse zu bekunden. Ich machte mir jedoch bald klar, wie kindisch mein Benehmen war und wie wenig ich die strengen Regeln und die Abgeschlossenheit ihres früheren Lebens berücksichtigte, die ihr zurückhaltendes Benehmen erklärten. Schließlich bat ich sie, mir zu erzählen, was ihr seit dem Augenblick widerfahren war, da ich sie mit dem Angan zur SO-FAL geschickt hatte.

»Da ist nicht viel zu berichten«, sagte sie. »Sie werden sich erinnern, wie sehr sich der Angan davor fürchtete, an Bord der SOFAL zurückzukehren. Er fürchtete sich vor einer Strafe, weil er an meiner Entführung teilgenommen hatte. Die Angans sind recht primitive Wesen, deren Geist nur auf die einfachsten Naturkräfte reagiert – Selbsterhaltung, Hunger und Angst.

Als wir schon fast über der SOFAL waren, zögerte der Angan und wandte sich dann wieder der Küste zu. Ich fragte ihn, was das sollte und er erwiederte, daß er Angst hätte, getötet zu werden, wenn er zur SOFAL zurückkehrte.

Ich versprach ihm, daß ich mich für ihn einsetzen würde und daß ihm dann nichts geschehen könnte, aber er glaubte mir nicht. Er sagte, daß ihn die Thoristen sicherlich reichlich belohnen würden, wenn er mich zurückbrächte. Dagegen bezweifelte er meinen Einfluß bei Kamlot.

Ich flehte ihn an und drohte ihm schließlich – aber es nützte nichts. Das Wesen flog direkt hierher und lieferte mich den Thoristen aus. Als Moosko davon erfuhr, machte er seinen Einfluß geltend und erhob Anspruch auf mich. Das übrige wissen Sie.«

»Und jetzt«, sagte ich, »müssen wir versuchen, Kapdor zu verlassen und uns zur Küste durchzuschlagen. Vielleicht ist die SOFAL noch nicht abgefahren. Es ist auch möglich, daß Kamlot einen Suchtrupp an Land gesetzt hat.«

»Es ist nicht leicht, aus Kapdor zu entfliehen«, sagte Duare. »Als mich der Angan herbrachte, konnte ich hohe Mauern und Hunderte von Wächtern erkennen. Wir können uns keine Hoffnungen machen.«

4

»Zuerst müssen wir irgendwie aus diesem Gebäude heraus«, sagte ich. »Als Sie hierhergebracht wurden, haben Sie da irgendwelche interessante Einzelheiten bemerkt?«

»Ja. Im Erdgeschoß zieht sich ein Flur quer durch das Haus bis zur Treppe, die im hinteren Teil zum ersten Stockwerk führt. Von diesem Flur gehen mehrere Räume ab. Soweit die Türen offen waren, konnte ich sehen, daß Menschen in den Zimmern waren.«

»Das werden wir uns näher anschauen und wenn sich unten noch etwas röhrt, müssen wir warten, bis alles schläft. Inzwischen werde ich mich auf dem Balkon umsehen. Vielleicht gibt es noch eine andere Möglichkeit, nach unten zu kommen.«

Als ich wieder im Freien war, stellte ich fest, daß es zu regnen begonnen hatte. Vorsichtig kroch ich um das Gebäude herum, bis ich auf die Straße hinabblicken konnte, die daran vorbeiführte. Sie war menschenleer. Offensichtlich hatte der Regen die Leute in die Häuser getrieben. Am Ende der Straße konnte ich in einiger Entfernung den Schatten

der großen Stadtmauer ausmachen. Alles war in das seltsame Licht getaucht, das die amtorischen Nächte erhellt. Es führte keine Treppe oder Leiter nach unten, so daß uns nur das Hausinnere für die Flucht blieb.

Ich kehrte zu Duare zurück. »Kommen Sie«, sagte ich. »Am besten bringen wir es gleich hinter uns.«

»Warten Sie!« rief sie. »Mir ist etwas eingefallen. Ich habe einmal an Bord der SOFAL ein Gespräch gehört, bei dem es um die Angewohnheit der Thoristen ging. Moosko ist ein Ongyan.«

»War«, berichtigte ich sie – in der Annahme, daß er tot wäre.

»Darum geht es jetzt nicht. Jedenfalls gehört er zu den Herrschern des sogenannten freien Landes von Thora. Insbesondere hier draußen, wo es kein anderes Mitglied der herrschenden Schicht gibt, hätte er die absolute Macht. Und doch kannte ihn von den Einwohnern Kapdors niemand. Wie hat er bewiesen, daß er tatsächlich den hohen Posten innehat?«

»Ich weiß es nicht«, gab ich zu.

»Wenn ich mich nicht irre, werden Sie an seiner rechten Hand einen großen Ring finden, der das Zeichen seines Amtes ist.«

»Und Sie glauben, daß wir diesen Ring benutzen könnten, um an den Wachen vorbeizukommen?«

»Möglich wäre es schon«, erwiderte Duare.

»Aber nicht wahrscheinlich«, sagte ich. »Wenn mich mein Selbstvertrauen nicht blendet, darf ich wohl kaum annehmen, daß mich irgend jemand für Moosko halten würde.«

Duare lächelte schwach. »Es wird wohl nicht nötig sein, daß Sie wie Moosko aussehen«, erklärte sie. »Die Menschen hier sind sehr unwissend. Wahrscheinlich haben nur wenige gewöhnliche Soldaten Moosko zu Gesicht bekommen, als er in Kapdor eintraf und diese Männer werden jetzt nicht mehr im Dienst sein. Außerdem ist es Nacht und es regnet und die Gefahr, daß man Sie erkennt, dürfte sehr gering sein.«

»Einen Versuch ist es wert«, stimmte ich zu, bückte mich, fand den Ring und zog ihn Moosko vom Finger. Da der Ongyan breite, fette Hände hatte, war er mir zu groß, aber wenn jemand dumm genug war, mich als Ongyan zu akzeptieren, würde eine solche Kleinigkeit ebenfalls unbemerkt bleiben.

Leise stahlen wir uns aus dem Zimmer, erreichten das obere Ende der Treppe und blieben lauschend stehen. Unten war es dunkel, aber wir hörten das gedämpfte Murmeln von Stimmen. Vorsichtig

schlichen wir nun die Stufen hinab und ich spürte die Wärme von Duares Körper, als sie mich berührte. Urplötzlich überkam mich das Verlangen, sie in die Arme zu schließen und an mich zu drücken; aber äußerlich kühl und gelassen, als ob kein verzehrendes Feuer in mir loderte, setzte ich meinen Weg fort.

Wir hatten den langen Flur erreicht und die Hälfte des Weges zur Haustür bereits zurückgelegt, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde. Helles Licht fiel in den vorderen Teil des Korridors.

Ich sah die teilweise verdeckte Gestalt eines Mannes, der auf der Schwelle stehengeblieben war und sich mit jemandem in dem Zimmer unterhielt, das er verlassen wollte. Jeden Augenblick konnte er auf den Flur kommen.

Zu meiner Linken war eine Tür. Mutig schob ich ihren Riegel zurück und öffnete sie. Der Raum dahinter lag im Dunkeln, doch es ließ sich nicht feststellen, ob sich jemand darin befand. Hastig zog ich Duare mit hinein und schloß die Tür bis auf einen Spalt hinter uns.

Draußen hörte ich den Mann sagen: »Bis morgen dann, meine Freunde; ruhet in Frieden.« Im nächsten Augenblick wurde die Tür zugeschlagen und der Korridor lag wieder im Dunkeln.

Jetzt vernahm ich Schritte, die in unsere Richtung kamen. Vorsichtig nahm ich Mooskos Dolch zur Hand. In meiner Erregung schien es mir, als hielte der Mann vor unserer Tür inne, doch dann verklangen seine Schritte im hinteren Teil des Hauses. Als ich hörte, daß er die Treppe hinaufging, befiehl mich eine neue Furcht. Wenn er nun den Raum betrat, in dem der tote Moosko lag? Dann mußte es sofort Alarm geben. Ich durfte keine Zeit mehr verlieren.

»Los, Duare!« flüsterte ich und wir hasteten in den Flur und liefen fast zur Haustür.

Sekunden später waren wir auf der Straße. Der Regen hatte zugenommen und die Sichtverhältnisse waren nicht sehr gut, wie ich dankbar feststellte.

Eilig schlügen wir die Richtung zur Stadtmauer und zum Tor ein. Niemand begegnete uns, niemand sah uns. Das Prasseln des Regens wurde lauter.

»Was werden Sie dem Wächter sagen?« fragte Duare.

»Ich weiß es nicht«, erwiederte ich offen.

»Er ist bestimmt mißtrauisch, denn es ist schwer zu erklären, warum Sie den Schutz der Stadt in einer solchen Nacht verlassen und ohne Eskorte in ein gefährliches Land hinausziehen wollen, in dem es von wilden Tieren und Menschen wimmelt.«

»Ich werde mir schon etwas einfallen lassen«, sagte ich, »weil ich muß.«

Sie antwortete nicht und wir setzten unseren Weg fort. Das Tor lag ganz in der Nähe des Hauses, aus dem wir geflüchtet waren und ragte im Regen groß vor uns auf.

Ein Wächter, der sich in eine kleine Vertiefung in der Wand geflüchtet hatte, entdeckte uns und fragte, was wir zu dieser Nachtzeit hier zu suchen hätten. Er stellte seine Frage ziemlich unbeteiligt, da er nicht wissen konnte, daß wir das Tor passieren wollten; wahrscheinlich nahm er an, daß wir auf unserem Heimweg nur daran vorbeikamen.

»Ist Sov da?« fragte ich.

»Ob Sov hier ist?« fragte er verblüfft. »Was sollte Sov in einer solchen Nacht hier wollen?«

»Er war mit mir verabredet«, sagte ich. »Ich hatte ihn herbefohlen.«

»Du hast Sov befohlen, hierherzukommen?« Der Mann lachte. »Wer bist du, daß du solche Befehle gibst?«

»Ich bin der Ongyan Moosko«, erwiderte ich.

Der Wächter starrte mich verblüfft an. »Ich weiß nicht, wo Sov ist«, sagte er ein wenig mürrisch, wie mir schien.

»Naja, das macht nichts«, erwiderte ich. »Er wird jedenfalls bald hier sein. Du kannst inzwischen schon das Tor aufmachen, denn wir wollen so schnell wie möglich hinaus, sobald er kommt.«

»Ohne Befehl von Sov kann ich das Tor nicht öffnen«, antwortete der Wächter.

»Du verweigerst einem Ongyan den Gehorsam?« fragte ich und versuchte meine Stimme wütend klingen zu lassen.

»Ich habe dich noch nie gesehen«, wandte er ein. »Woher soll ich wissen, ob du wirklich ein Ongyan bist?«

Ich streckte ihm meine Hand hin, an dem Mookos Ring funkelte. »Du weißt doch, was das ist, nicht wahr?« fragte ich.

Er betrachtete den Ring sorgfältig. »Jawohl, Ongyan«, sagte er dann ängstlich.

»Dann öffne jetzt das Tor, aber ein bißchen schnell!« schnappte ich.

»Warten wir, bis Sov kommt«, schlug er vor. »Dann bleibt uns immer noch genügend Zeit.«

»Die haben wir eben nicht, Bursche, öffne jetzt das Tor, wie ich befohlen habe! Der vepajanische Gefangene ist entkommen und Sov und ich werden eine Gruppe von Soldaten führen, die ihn suchen soll.«

Immer noch zögerte der störrische Bursche. Im nächsten Augenblick ertönte in der Gasse, aus der wir gekommen waren, ein großer Lärm und ich vermutete, daß der Unbekannte, der im Korridor an uns vorübergegangen war, Mooskos Körper entdeckt und Alarm geschlagen hatte.

Hastige Schritte waren zu hören. Wir durften keine Zeit mehr verlieren.

»Da kommt Sov mit den Soldaten!« rief ich. »Nun mach schon das Tor auf, du Narr, oder du wirst es bereuen!« Ich hob meinen Dolch, in der Absicht, ihn zu überwältigen, wenn er jetzt nicht gehorchte.

Endlich tat er, wie ich ihm geheißen hatte. Die erregten Stimmen unserer Verfolger wurden lauter. Wegen des Regens konnte ich sie noch nicht sehen und erst als das Tor aufschwang, waren die ersten schattenhaften Gestalten zu erkennen.

Ich nahm Duare am Arm und setzte mich in Bewegung. Der Wächter, dessen Mißtrauen noch nicht zerstreut war, versuchte uns aufzuhalten, aber er war sich seiner Sache nicht sicher.

»Sage Sov, daß er sich beeilen soll«, sagte ich und ehe er sich dazu aufraffen konnte, seine Pflicht zu tun, waren Duare und ich schon in die Dunkelheit hinausgeeilt und hatten uns im Niemandsland vor der Stadt verloren.

Ich hatte die Absicht, auf die Küste zuzuhalten und ihr bis Tagesanbruch zu folgen, wenn wir – wie ich hoffte und erflehte – die SOFAL sichten und ihr auf irgendeine Weise ein Zeichen geben würden. Wir tasteten uns durch die Dunkelheit und den Regen und ich verlor Mooskos Dolch. Die Stunden vergingen und wir sahen und hörten nichts von unseren Verfolgern. Aber wir erreichten auch nicht das Meer.

Bei Anbruch der Morgendämmerung ließ der Regen nach, und als der Tag heraufzog, hielten wir eifrig Ausschau nach dem Funkeln des Wassers; aber wir waren von niedrigen Hügeln umgeben, und in der Richtung, in der wir das Meer vermuteten, ragte ein dichter Wald auf.

»Wo ist das Meer?« fragte Duare.

Auf der Venus ist es sehr schwer, die Himmelsrichtung zu bestimmen; nur wenige Minuten bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang läßt sie sich ausmachen; die übrige Zeit wird die Sonne von den Wolken derart verhüllt, daß ihr diffuses Licht aus allen Richtungen zugleich zu kommen scheint.

Und sie stieg an diesem Morgen zu unserer Linken über den Horizont. Dabei hätte sie zu unserer Rechten aufgehen müssen, wenn wir tatsächlich die Richtung zum Meer eingeschlagen hätten!

5

Duare deutete meinen verzweifelten Gesichtsausdruck offenbar richtig. »Wissen Sie nicht, wo das Meer ist?« fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nein. Es tut mir leid, Duare. Ich war so sicher, daß wir die SOFAL finden und Sie bald außer Gefahr sein würden. Es ist alles meine Schuld.«

»Sagen Sie das nicht. Niemand hätte in der Dunkelheit letzte Nacht den richtigen Weg finden können. Vielleicht stoßen wir doch noch auf die Küste.«

»Selbst wenn uns das gelänge, ließe sich Ihre Sicherheit wohl nicht mehr garantieren.«

»Was meinen Sie – daß die SOFAL fort ist?« fragte sie.

»Die Gefahr besteht natürlich, aber ich befürchte eher, daß wir von den Thoristen wieder aufgegriffen werden. Bestimmt werden sie in Küstennähe nach uns suchen – dort, wo wir gestern gefangengenommen wurden. Natürlich werden sie sich denken können, daß wir mit der

SOFAL Verbindung aufnehmen wollen. Sie sind nicht dumm.«

»Vielleicht könnten wir uns an der Küste vor ihnen verstecken, bis sie die Sucherei aufgeben und nach Kapdor zurückkehren. Wenn die SOFAL dann immer noch da ist, können wir uns an Bord nehmen lassen.«

»Und wenn sie nicht da ist?« fragte ich. »Wissen Sie irgend etwas über das Land Noobol? Besteht nicht die Möglichkeit, daß wir hier irgendwo auf ein freundliches Volk stoßen, das uns hilft, Vepaja wiederzufinden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß wenig über Noobol«, sagte sie, »und was ich darüber weiß, ist nicht sehr erfreulich. Es ist ein schwach besiedeltes Land, das dem Vernehmen nach bis tief nach Strabol, die heiße Zone, hineinreicht. Es soll voller wilder Tiere sein. An der Küste gibt es einige Siedlungen, von denen jedoch die meisten in der Gewalt der Thoristen sind. Die anderen sind für uns jedoch nicht minder gefährlich, weil für ihre Bewohner jeder Fremde ein Feind ist.«

»Das sind ja wenig erfreuliche Aussichten«, sagte ich. »Aber wir geben nicht auf. Wir finden schon einen Ausweg.«

»Wenn das überhaupt möglich ist, werden Sie es schon schaffen«, sagte sie.

Ein Lob von Duare war für mich höchstes Glück. In der ganzen Zeit unseres Zusammenseins hatte sie nur einmal etwas Freundliches zu mir gesagt, ihre Worte später aber wieder zurückgenommen.

»Ich könnte Wunder tun, wenn Sie mich nur lieben würden, Duare.«

Sie richtete sich stolz auf. »Davon möchte ich nichts hören«, sagte sie.

»Warum hassen Sie mich, Duare, der ich Ihnen nur Liebe gegeben habe?« fragte ich.

»Ich hasse Sie nicht«, erwiderte sie, »aber Sie dürfen mit der Tochter eines Jong nicht über Liebe sprechen. Es kann sein, daß wir lange Zeit zusammen sind und Sie dürfen nicht vergessen, daß mir dieses Thema verboten ist. Es ist eigentlich schon ein Verbrechen, daß wir uns überhaupt unterhalten, aber die besonderen Umstände zwingen uns eben dazu. Nach den Regeln, die in Vepaja gelten, dürfte ich vor meinem zwanzigsten Geburtstag mit keinem Mann sprechen, der nicht zum Hofe meines Vaters gehört.«

»Sie vergessen, daß Sie schon in Ihrem Garten mit einem Fremden gesprochen haben.«

»Das war ein unverschämter Bursche, der für seine Kühnheit hätte sterben müssen.«

»Aber Sie haben mich nicht verraten.«

»Was mich ebenso schuldig werden ließ, wie Sie es sind«, erwiderte sie errötend. »Ein schändliches Geheimnis, das mich bis zu meinem Tode belasten wird.«

»Eine herrliche Erinnerung, die meine Hoffnung immer von neuem entfachen wird«, sagte ich.

»Eine falsche Hoffnung, die Sie endgültig begraben sollten«, erwiderte sie. »Warum erinnern Sie mich an diesen Tag? Wenn ich daran denke, hasse ich Sie. Und ich will Sie doch gar nicht hassen.«

»Das ist wenigstens etwas«, sagte ich.

Ein venusianischer Wald bietet einen großartigen Anblick. Während das Blattwerk in den Farben gedämpfter ist, schimmern die Stämme in allen denkbaren grellen Tönungen und sind zuweilen so glatt, daß sie wie lackiert wirken.

Der Wald, dem wir uns jetzt näherten, bestand aus Bäumen, die etwa fünfzig bis hundert Meter hoch waren und im Durchmesser etwa sieben bis zwölf Meter maßen. Sie waren winzig im Vergleich zu den Baumriesen, die auf der Insel Vepaja bis zu zweitausend Metern aufragten und ihre Wipfel in der ewigen Wolkendecke des Planeten versteckten.

Im Wald machte sich der geheimnisvolle Schimmer des venusianischen Bodens bemerkbar, so daß es im Gegensatz zu manchem irdischem

Wald zwischen den Bäumen ziemlich hell war. Und doch befiehl mich ein unheimliches Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte.

Duare, die in der behüteten Abgeschiedenheit eines königlichen Haushalts aufgewachsen war, wußte über die Flora und Fauna und die sonstigen Verhältnisse des Landes Noobol ebensowenig wie ich, der ich ein Fremder auf diesem Planeten war; und trotz unserer Kultur, unserer natürlichen Intelligenz und meiner nicht unerheblichen Körperkräfte waren wir unserer Umgebung hilflos ausgeliefert.

Schweigend drangen wir weiter in den Wald ein.

»Sollte ich jemals in das Haus meines Vaters zurückkehren«, sagte Duare leise, »wer wird mir die Geschichte glauben, die ich zu erzählen habe? Wer wird glauben, daß ich – die Tochter des Jong – solche Gefahren lebend überstanden habe?« Sie wandte sich um und blickte mich an. »Glauben Sie, Carson Napier, daß ich Vepaja jemals wiedersehe?«

»Ich weiß es nicht, Duare«, erwiderte ich ehrlich. »Um ganz offen zu sein – unser Plan erscheint mir ziemlich hoffnungslos, da wir beide nicht wissen, wo wir uns befinden, wo Vepaja liegt und welche Gefahren uns in diesem Land erwarten. Und was ist, wenn es uns nicht gelingt, Vepaja

wiederzufinden, Duare? Was ist, wenn Sie und ich noch viele Jahre zusammen durch die Lande ziehen? Sollen wir diese Zeit als Fremde oder sogar Feinde verbringen? Besteht denn keine Hoffnung für mich, Duare? Keine Hoffnung, Ihre Liebe zu gewinnen?«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie mir nicht von Liebe sprechen dürfen? Es ist einem Mädchen unter zwanzig nicht gestattet, von der Liebe zu reden oder auch nur daran zu denken; und für mich, die Tochter eines Jong, ist diese Regel noch viel bindender als für ein normales Mädchen. Wenn Sie weiter auf diesem Thema bestehen, werde ich überhaupt nichts mehr sagen.«

Nach diesem Ausbruch schwiegen wir lange Zeit. Wir waren hungrig und durstig und außerdem sehr erschöpft. Ich mußte schließlich erkennen, daß Duare am Ende ihrer Kräfte war und wir beschlossen zu rasten.

Ich wählte einen Baum aus, dessen untere Äste leicht erreichbar waren und wir kletterten langsam hinauf, bis wir eine Art Plattform aus Ästen erreichten, die entweder von irgendeinem Baumtier gebaut worden war oder sich bei einem Sturm zufällig gebildet hatte. Sie war zwar ziemlich unbequem, bot uns aber ausreichend Schutz für die Nacht.

Als wir unsere zerschlagenen Körper ausstreckten, war unter uns das Knurren irgendeines großen Tieres zu hören. Offensichtlich hatten wir nicht zu früh Unterschlupf gesucht. Welche anderen Gefahren uns von den Tieren drohten, die in den Bäumen lebten, wußte ich nicht, aber jeder Gedanke daran, Wache zu halten, scheiterte an meiner völligen seelischen und körperlichen Erschöpfung. Ich bezweifle, daß ich mich viel länger hätte auf den Beinen halten können, selbst wenn wir weiter gewandert wären.

Im Einschlummern hörte ich Duares schlaftrige Stimme. »Sagen Sie mir, Carson Napier«, fragte sie leise, »was ist das eigentlich – Liebe?«

*

Als ich erwachte, war bereits der nächste Tag angebrochen. Ich warf einen Blick in das reglose Blattwerk über uns und eine Sekunde lang wußte ich nicht, wo wir uns befanden und welche Ereignisse uns hierhergeführt hatten. Dann wandte ich den Kopf und sah Duare neben mir liegen – und mir fiel sofort wieder alles ein. Ich mußte lächeln, als mir ihre letzte Frage zu Bewußtsein kam – eine Frage, die ich nicht beantwortet hatte, wie ich jetzt erkannte. Ich mußte sofort eingeschlafen sein.

Zwei Tage lang schritten wir gleichmäßig in der Richtung aus, in der wir den Ozean vermuteten. In dieser Zeit lebten wir von Eiern und Früchten, die

im Oberfluß vorhanden waren. Der Wald war voller Leben; seltsame Vögel, wie sie kein irdisches Auge zuvor geschaut hatte, affenähnliche Wesen, die schnatternd durch die Bäume rasten, Reptilien und zahlreiche fleischfressende und pflanzenfressende Tiere. Das gefährlichste Tier von allen war der Tharban, der sich jedoch durch lautes Brüllen und Knurren ankündigte, so daß wir uns stets rechtzeitig auf einen Baum retten konnten.

Auch der Basto bereitete uns hin und wieder unangenehme Augenblicke. Schon einmal hatte ich es mit diesem Tier zu tun gehabt – damals, als Kamlot und ich unsere schicksalhafte Tarel-Expedition unternahmen –, und so war ich gewarnt. Das Fell des Basto, der in gewisser Weise einem amerikanischen Bison ähnelt, ist blau. Seine größte Höhe erreicht das Tier in den Schultern und die stämmigen Vorderbeine tragen fast drei Viertel seines Gesamtgewichts. Er ist ein bösartiges allesfressendes Biest, das stets auf der Suche nach Beute ist und da es ziemlich viele Tharbans und Bastos gab, wurden Duare und ich in den folgenden Tagen zu erfahrenen Kletterern.

Ich bedauerte vor allem, daß ich ohne Waffen war. Mooskos Dolch hatte ich verloren und ich ärgerte mich jetzt, daß ich in der Hast unserer Flucht nicht besser darauf geachtet hatte. Aber auch daß ich kein Feuer machen konnte, erwies sich als sehr

nachteilig, denn ohne Feuer konnte ich keine neuen Waffen fertigen.

Bei jeder Ruhepause, die wir einlegten, setzte ich meine Bemühungen fort und da sich Duare von meiner Hartnäckigkeit anstecken ließ, war das Schlagen von Feuer bald unser einziges Gesprächsthema. Wir experimentierten endlos mit verschiedenen Hölzern und mit unzähligen kleinen Felsstücken, die wir unterwegs auflasen.

Oft hatte ich davon gelesen, mit welchen Methoden die primitiven Menschen Feuer gemacht hatten. Doch ich holte mir nur Blasen an den Händen, wenn ich Stöcke drehte und hackte mir kleine Fleischstücke aus den Fingern, wenn ich Steinsplitter aneinanderschlug. Schließlich hatte ich genug. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie das Feuer jemals entdeckt wurde«, knurrte ich. »Da muß doch irgendwo ein Haken bei der Sache sein.«

»Sie wollen doch nicht etwa aufgeben?« fragte sie.

»Natürlich nicht. Es ist wie das Golfspiel. Die meisten Leute lernen es nie, aber nur wenige geben es jemals auf. Wahrscheinlich werde ich noch immer kein Feuer haben, wenn mich der Tod überfällt oder wenn Prometheus zur Venus herabsteigt, wie er damals zur Erde herabgestiegen ist.«

»Was ist Golf und wer ist Prometheus?« fragte Duare.

»Golf ist ein geistiges Durcheinander und Prometheus ist ein Märchen«, erwiderte ich.

Ich hockte über einem kleinen Stapel Zunder und schlug Steinstücke zusammen, die wir am Tage gesammelt hatten. Ich nahm gerade zwei neue Splitter zur Hand und ließ sie heftig aufeinanderprallen. Da sprang eine Funkenkette hervor und entzündete den Zunder! »Ich muß mich bei Prometheus entschuldigen!« rief ich. »Er ist kein Märchen!«

Mit Hilfe des Feuers konnte ich mir endlich einen Bogen machen und einen Speer und mehrere Pfeile schärfen. Ich spannte den Bogen mit der Fiber aus einer festen Liane und versah die Pfeile mit bunten Vogelfedern.

Duare interessierte sich sehr für meine Arbeit. Sie sammelte Federn, spaltete sie und befestigte sie an den Pfeilen. Unsere Arbeit wurde durch einige besonders scharfkantige Steine erleichtert, die wir als Messer benutzten.

Die Veränderung, die mich überkam, als ich wieder eine Waffe in der Hand hatte, ist schwer zu beschreiben. Die ganze Zeit über war ich mir wie ein gejagtes Tier vorgekommen, dessen einzige Verteidigung in der Flucht lag; und das

ist eine sehr unglückliche Situation für einen Mann, der seine Geliebte mit heldischen Talenten beeindrucken will.

Daß ich diese Absicht bewußt verfolgte, läßt sich eigentlich nicht sagen, aber irgendwie war ich in meiner Hoffnungslosigkeit doch von dem Wunsch beseelt, vor ihr zu bestehen. Dazu sollten die Waffen beitragen. Jetzt schritt ich mit neuer Zuversicht aus. Jetzt war ich der Jäger und nicht mehr der Gejagte. Meine lächerlichen Waffen vertrieben alle Zweifel. Ich war jeder Notlage gewachsen.

»Duare!« rief ich. »Ich werde Vepaja finden! Ich werde Sie nach Hause bringen!«

Sie blickte mich fragend an. »Als wir das letztemal darüber sprachen«, erinnerte sie mich, »haben Sie gesagt, daß Sie keine Ahnung hätten, wo Vepaja liegt und daß wir, wenn Sie es doch wüßten, keine Chance hätten, es jemals zu erreichen.«

»Das«, sagte ich, »ist schon einige Tage her. Die Dinge stehen jetzt anders. Duare, wir werden jagen gehen und es wird Fleisch zu essen geben. Bitte gehen Sie hinter mir, damit die Tiere nicht aufgescheucht werden.«

Mit neuer Zuversicht setzte ich mich in Bewegung und Duare folgte in einigen Schritten Entfernung. In diesem Teil des Waldes gab es sehr dichtes Unterholz und man konnte nicht sehr weit sehen.

Wir folgten einem Pfad, der offensichtlich nur von Tieren benutzt wurde.

Bald bemerkte ich eine Bewegung im Blattwerk vor uns und sah die Umrisse eines großen Tieres. Im gleichen Augenblick wurde die Stille des Waldes von dem Brüllen eines Basto unterbrochen und im Unterholz begann es zu knacken.

»Schnell auf einen Baum, Duare!« schrie ich, wandte mich um und versuchte ihr beim Klettern behilflich zu sein. Doch ehe sie einen Stamm erreichen konnte, stolperte sie und stürzte zu Boden.

Wieder brüllte der Bosto, und mit einem hastigen Blick über die Schulter überzeugte ich mich davon, daß das Wesen nur wenige Meter von uns entfernt auf den Pfad getreten war. Es griff nicht an, sondern kam langsam auf uns zu, doch ich konnte mir ausrechnen, daß es uns nicht mehr rechtzeitig gelingen würde, auf einen Baum zu fliehen.

Es gab nur eine Möglichkeit – ich mußte das Ungeheuer aufhalten, bis Duare in Sicherheit war. Ich dachte daran, wie Kamlot eines der Wesen getötet hatte, indem er dessen Aufmerksamkeit auf einen Ast lenkte, den er in der linken Hand hielt, während er dem Tier mit der rechten Hand das Schwert in den Nacken trieb. Aber ich hatte

keinen Ast und nur einen sehr grob gearbeiteten hölzernen Speer.

Die rotgeränderten Augen starrten mich an. Der Basto hatte mich jetzt fast erreicht und mir schien es, als wäre er groß wie ein Elefant. Er senkte den Kopf, wieder löste sich ein donnerndes Gebrüll aus seiner gewaltigen Kehle und dann ging er zum Angriff über.

Meine einzige Sorge galt der Notwendigkeit, die Aufmerksamkeit des Ungeheuers so lange von Duare abzulenken, bis sie sich in Sicherheit gebracht hatte. Es geschah alles so schnell, daß mir keine Zeit blieb, an mein eigenes Schicksal zu denken.

Als das Monstrum zum Angriff ansetzte, war es mir so nahe, daß es keine große Geschwindigkeit erreichte. Mit gesenktem Kopf kam es auf mich zu und bot dabei einen derart furchteinflößenden Anblick, daß ich gar nicht erst den Versuch unternahm, meine lächerlichen Waffen einzusetzen.

Statt dessen konzentrierte ich mich darauf, seinen entsetzlichen Hörnern aus dem Weg zu gehen.

Als der Basto mich aufspießen wollte, umfaßte ich die beiden Hornspitzen und dank meiner

Kräfte gelang es mir, die Wucht des Angriffs zu bremsen und die tödlichen Spitzen abzulenken.

Mit der Gewalt einer Explosion wurde ich in die Höhe geschleudert und krachte durch das Blätterwerk des Baumes über mir. Zum Glück prallte ich nicht gegen einen Ast, so daß ich während des Fluges bei Bewußtsein blieb. Auch meine Geistesgegenwart verließ mich nicht und ich griff verzweifelt um mich. Schließlich gelang es mir, einen Ast zu ergreifen und mich darauf in Sicherheit zu bringen. Von hier zog ich mich weiter in die Höhe. Meine Waffen hatte ich natürlich verloren.

Mein erster Gedanke galt Duare. Hatte sie sich retten können?

Doch der Klang ihrer Stimme verscheuchte meine Ängste sofort. »Oh, Carson, Carson, sind Sie verletzt?« rief sie und die Besorgnis in ihrer Stimme war Belohnung genug für jede Verletzung, die ich vielleicht davongetragen hatte.

»Ich glaube nicht«, erwiderte ich, »ich bin nur ein wenig durchgeschüttelt. Ist bei Ihnen alles in Ordnung? Wo sind Sie?«

»Hier im nächsten Baum. Oh, ich hatte angenommen, daß er Sie umgebracht hat!«

Ich betastete meine Glieder und Gelenke, doch abgesehen von ein paar Kratzern und

Abschürfungen schien ich heil davongekommen zu sein. Währenddessen arbeitete sich Duare vom Nachbarbaum herüber und ließ sich gleich darauf neben mir nieder. »Aber Sie bluten ja«, rief sie. »Sie sind doch verletzt!«

»Nichts als Kratzer«, beruhigte ich sie. »Allerdings ist mein Stolz ziemlich angeschlagen.«

»Es gibt nichts, dessen Sie sich schämen müßten. Sie sollten sogar stolz sein auf das, was Sie getan haben. Ich habe mich nämlich umgeblickt, als ich aufstand und habe gesehen, wie Sie sich dem entsetzlichen Ungeheuer in den Weg stellten, damit es sich nicht auf mich stürzen konnte.«

»Vielleicht war ich auch nur viel zu entsetzt, um ans Fliehen zu denken – einfach gelähmt.«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Das weiß ich besser – ich kenne Sie zu gut.«

»Kein Risiko ist mir zu groß, wenn ich nur Ihr Wohlwollen finde.«

Sie schwieg einen Augenblick und blickte auf den Basto hinab, der unten hin und her stapfte und gelegentlich zu uns aufschaute.

»Wir können uns durch die Bäume davonmachen«, schlug Duare vor. »Sie stehen hier sehr dicht.«

»Und lassen meine neuen Waffen zurück?« fragte ich.

»Der Basto wird wahrscheinlich in einigen Minuten weiterziehen, wenn er merkt, daß wir nicht herunterkommen.«

Aber das Ungeheuer blieb. Es wühlte eine halbe Stunde lang den Boden auf und legte sich schließlich unter dem Baum hin.

»Der Bursche ist Optimist«, bemerkte ich. »Er glaubt, daß wir freiwillig zu ihm hinunterkommen, wenn er nur lange genug wartet.«

Duare lachte. »Vielleicht hofft er, daß wir an Altersschwäche leiden und ihm vor die Schnauze fallen.«

»Da könnte er lange warten, denn er weiß nicht, daß wir mit dem Unsterblichkeitsserum geimpft sind.«

»Aber wie lange wollen wir warten? Ich werde langsam hungrig.«

»Schauen Sie, Duare!« flüsterte ich und deutete auf das Unterholz, in dem sich etwas bewegt hatte.

»Was ist das?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich, »aber es muß ein großes Tier sein.«

»Es schleicht langsam durch das Dickicht, Carson. Glauben Sie, daß es uns gewittert hat?«

»Wir sind hier oben ziemlich sicher«, beruhigte ich sie.

»Aber viele Tiere können auf Bäume klettern. Ich wünschte, Sie hätten jetzt Ihre Waffen.«

»Wenn der Basto mal einen Augenblick in die andere Richtung schauen würde, könnte ich ja hinabsteigen und sie holen.«

»Nein, das dürfen Sie nicht – einer der beiden würde Sie bestimmt erwischen.«

»Jetzt kommt er, Duare! Sehen Sie doch!«

»Ein Tharban!« flüsterte sie.

6

Der Kopf des Raubtiers war zwischen den Blättern des Dickichts ein Stück hinter dem Basto sichtbar geworden, der den neuen Gegner weder sah noch witterte.

»Er kümmert sich nicht um uns«, sagte ich, »sondern beobachtet den Basto!«

»Glauben Sie...?« begann Duare, wurde jedoch von einem markenschütternden Röhren des Tharban unterbrochen, der im gleichen Augenblick zum Angriff überging.

Der überrascht auffahrende Basto war sofort im Nachteil. Der Tharban sprang ihm auf den Rücken und vergrub Krallen und Zähne tief in dem festen Fleisch.

Das Brüllen des Basto vermischt sich jetzt mit dem Röhren und Fauchen des katzengleichen Raubtiers. Schmerzgepeinigt wirbelte der riesige Bulle herum und versuchte an den Angreifer auf seinem Rücken heranzukommen. Mit gewaltigen Prankenhieben fuhr ihm dieser über den Kopf, wobei Fell und Fleisch bis auf die Knochen abgerissen und der Basto auf einem Auge

geblendet wurde. Er ließ sich überraschend geschickt auf den Rücken fallen, um den tödlichen Gegner abzustreifen, aber der Tharban sprang rechtzeitig zur Seite und ging sofort wieder zum Angriff über.

Diesmal nahm der Basto seine Chance wahr. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ließ er seinen gesenkten Kopf herumwirbeln, erwischte den Tharban voll mit seinen spitzen Hörnern und schleuderte ihn steil in die Höhe.

Ein fauchendes, strampelndes Bündel primitiven Hasses, so fuhr der Tharban nur wenige Meter von Duare und mir entfernt durch das Blattwerk. Mit steil aufgerichtetem Schwanz erwartete der Basto seinen Gegner, bereit, ihn wieder in die Höhe zu schleudern. Der Tharban wurde von den Hörnern aufgespießt, klammerte sich jedoch diesmal fest, so daß es dem Bullen nicht gelang, ihn abzuschütteln. Mit gewaltigen Prankenhieben fügte er dem Basto weitere entsetzliche Wunden zu.

Völlig blind torkelte der angeschlagene Bulle jetzt in einer grotesken Pirouette des Todes herum, doch der kreischende Tharban hieb in wahnsinniger Wut weiter auf sein Opfer ein.

Plötzlich hielt der Basto schwankend inne. Aus einer Wunde am Hals strömte das Blut so heftig, daß die Schlagader aufgerissen sein mußte. Der

Kampf war jetzt bald zu Ende, aber mit verblüffender Zähigkeit hielt der Bulle am Leben fest.

Die Lage des Tharban war kaum besser. Aufgespießt von den mächtigen Hörnern, vermischt sich sein Blut mit dem seines Opfers und seine Überlebenschancen waren gering.

Der Bulle erstarrte; er senkte den Kopf und raste urplötzlich los, mit scheinbar ungebrochener Kraft.

Aber der Ausbruch wurde sehr schnell von dem Stamm des Baumes gebremst, auf dem wir saßen. Mit unvorstellbarer Gewalt prallte der Basto auf, der Ast, an den wir uns klammerten, zuckte wie im Sturm auf und ab und wir verloren das Gleichgewicht.

Vergeblich versuchten wir irgendwo Halt zu finden und stürzten auf die beiden Tiere hinab. Entsetzen durchzuckte mich, als ich an Duare dachte. Doch ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen, denn die Ungeheuer rührten sich nicht mehr. Der Tharban war zwischen dem Basto und dem Baumstamm zerquetscht worden und der Basto hatte sein letztes Aufbäumen ebensowenig überlebt.

Unverletzt sprangen wir auf. Duare war bleich und zitterte ein wenig, aber sie lächelte mich mutig an.

»Unsere Jagd war offensichtlich erfolgreicher, als wir es uns träumen ließen«, sagte sie. »Das gibt genug Fleisch für viele Mahlzeiten.«

»Kamlot hat mir gesagt, daß ein Basto-Steak, über einem Holzfeuer gebraten, unvergleichlich gut schmeckt.«

»Das Wasser läuft mir schon im Munde zusammen.«

»Mir auch. Aber ohne Messer werden wir uns den Weg zu unseren Steaks erkämpfen müssen. Sehen Sie sich die dicke Schwarze an.«

Duare blickte mich enttäuscht an.

»Einen Augenblick!« rief ich und öffnete den Beutel, den ich über der Schulter trug. »Ich habe hier ein Felsstück mit einer scharfen Kante, das ich zum Anspitzen des Speers und meiner Pfeile benutzte. Vielleicht hilft es uns weiter.«

Während ich mich der anstrengenden und blutigen Aufgabe widmete, Steaks zu schneiden, sammelte Duare Zunder und Brennholz und brachte ein Feuer in Gang, was für sie ebenso überraschend kam wie für mich. Der Erfolg machte sie stolz und glücklich, denn das Leben am Hofe des Königs hatte ihr bisher wenig Gelegenheit gegeben, etwas Praktisches zu tun.

An die Mahlzeit erinnere ich mich noch heute; sie leitete einen neuen Lebensabschnitt für uns ein; sie kennzeichnete den Aufschwung des primitiven Menschen zu einer höheren Lebensform: Er hatte Feuer gemacht und sich Waffen gefertigt, er hatte getötet (zumindest im übertragenen Sinne) und aß jetzt zum erstenmal gekochte Nahrung. Ich hätte den Vergleich gern noch etwas weiter gesponnen und Duare darin eingeschlossen... Ich seufzte, als ich an das Glück dachte, das wir hätten genießen können, wenn Duare meine Liebe nur erwiderter hätte.

»Was ist los?« fragte Duare. »Warum seufzen Sie?«

»Ich habe geseufzt, weil ich kein echter primitiver Mensch, sondern nur eine schlechte Imitation bin.«

»Warum wollen Sie denn ein primitiver Mensch sein?« fragte sie.

»Weil ich dann nicht an dumme Konventionen gebunden wäre«, erwiderete ich. »Wenn ein primitiver Mensch eine Frau wollte und sie ihn nicht mochte, packte er sie einfach am Haar und schlepppte sie in seine Höhle.«

»Ich bin froh, daß ich damals nicht gelebt habe«, sagte Duare.

Wir setzten unseren Weg fort. Mehrere Tage vergingen ereignislos. Ich wußte, daß wir uns hoffnungslos verirrt hatten, wollte aber so schnell wie möglich aus dem unheimlichen Wald heraus, der uns langsam auf die Nerven ging. Im Grunde ging es uns nicht schlecht. Mit Speer und Pfeilen erlegte ich verschiedene kleinere Tiere; außerdem gab es Früchte und Nüsse und Wasser im Überfluß. Zudem gingen unsere Zusammenstöße mit größeren Tieren glimpflich aus.

Trotz der Mühen, die sie auf sich nehmen mußte und der Gefahren, denen sie sich täglich gegenüber sah, beklagte sich Duare selten. Sie blieb sogar bemerkenswert gelassen, als wir die Gewißheit akzeptieren mußten, daß wir Vepaja niemals finden konnten. Manchmal war sie lange Zeit sehr schweigsam und ich nahm an, daß sie dann über ihr Schicksal nachdachte, aber sie ließ mich an ihren Gedanken nicht teilhaben. Ich hätte es gern gesehen, wenn sie mich etwas mehr ins Vertrauen gezogen hätte.

Aber eines Tages setzte sie sich plötzlich hin und begann zu weinen. Ich war so überrascht, daß ich sie nur einige Minuten lang anstarren konnte, ehe ich etwas herausbrachte. »Aber was ist denn, Duare?« fragte ich dann recht ungeschickt »Was ist los? Fühlen Sie sich nicht gut?«

Sie schüttelte den Kopf und versuchte das Schluchzen zu unterdrücken. »Es tut mir leid«, sagte sie schließlich. »Ich wollte es nicht. Ich habe mir wirklich Mühe gegeben – aber dieser Wald ist zuviel für mich, Carson. Er verfolgt mich bis in den Schlaf. Er ist einfach endlos, düster und voller unglaublicher Gefahren.« Sie schüttelte den Kopf und er hob sich. »Jetzt geht es schon wieder. Es soll auch nicht wieder vorkommen.« Und unter Tränen lächelte sie mich an.

Ich hätte sie in die Arme nehmen und trösten mögen – o ja, wie gern hätte ich das getan! Aber ich legte ihr nur meine Hand auf die Schulter. »Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte ich. »Mir ist ebenso zumute – seit Tagen schon. Ich habe versucht, darüber hinwegzukommen, indem ich leise vor mich hinfluchte. Aber der Wald kann ja nicht unendlich sein, Duare, wir mußten bald mal ins Freie kommen. Außerdem dürfen Sie nicht vergessen, daß uns der Wald ernährt und geschützt hat.«

»Wie ein Gefängniswärter den Mann in der Todeszelle ernährt und schützt«, erwiderte sie müde. »Kommen Sie! Ich möchte nicht mehr darüber sprechen.«

Wieder mußten wir uns durch dichtes Unterholz drängen und stießen bald auf einen Wildpfad, der im Zickzack weiterführte. Ich nehme an, daß es

vor allem das Dickicht war, das Duare bedrückte und auch ich konnte mich seiner Wirkung nicht entziehen. Der Pfad war breit und wir kamen gut voran, als der Wald plötzlich zurückzuweichen schien. Vor uns erstreckte sich eine gewaltige Leere und dahinter waren in weiter Entfernung die Umrisse einer Bergkette zu erkennen.

Verwundert blickten wir uns um und schritten langsam weiter, bis wir an den Rand eines Steilhangs kamen. Ein gewaltiges Tal breitete sich vor uns aus, das mindestens anderthalb Kilometer tief war. Auf der anderen Seite wurde es von den Bergen begrenzt, die aufgrund der großen Entfernung kaum zu erkennen waren; zur Linken und zur Rechten verlor es sich im Dunst.

Bei unserem Marsch durch den Wald mußten wir so allmählich bergauf gestiegen sein, daß wir nichts davon gemerkt hatten. Diese Schlucht kam daher doppelt unerwartet. Es war, als blickte man in einen Abgrund, der bis tief unter den Meeresspiegel reichte. Daß dieser Eindruck eine optische Täuschung war, ließ sich an dem gewaltigen Fluß erkennen, der sich in einiger Entfernung durch das Tal wand und der in irgendein Meer münden mußte.

»Eine neue Welt!« flüsterte Duare. »Wieviel schöner als der entsetzliche Wald!«

»Wollen wir hoffen, daß sie uns ebenso freundlich behandelt, wie es der Wald getan hat.«

»Wie könnte es anders sein? Sie ist so schön!« erwiderte sie. »Dort unten müssen Menschen leben, großzügige und freundliche Menschen, so lieblich wie ihr liebliches Tal. Wo es so viel Schönheit gibt, kann nichts Böses gedeihen. Vielleicht wird man uns helfen, nach Vepaja zurückzukehren. Ich bin sicher, daß man uns hilft.«

»Ich hoffe es, Duare«, sagte ich.

»Sehen Sie!« rief sie aus. »Da münden kleine Flüsse in den großen Strom und es gibt Ebenen, die hier und da mit Bäumen bestanden sind, außerdem Wälder, die aber nicht so groß sind wie der entsetzliche Wald, den wir eben verlassen haben. Können Sie irgendwelche menschlichen Siedlungen entdecken, Carson?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das läßt sich von hier aus nicht genau feststellen. Immerhin sind wir sehr hoch über dem Tal und der Fluß, an dem die größeren Städte wahrscheinlich liegen, ist sehr weit entfernt. Von hier ließe sich vielleicht nur eine sehr große Stadt mit hohen Gebäuden erkennen, wenn der Dunst nicht so stark wäre. Wir müssen schon hinabsteigen, um Näheres festzustellen.«

»Ich kann es kaum erwarten«, rief Duare.

Der Pfad, der uns an den Abgrund geführt hatte, machte eine scharfe Linkswendung und führte am Hang entlang, während nur eine kleine

Spur direkt in die Tiefe wies. Es war kaum mehr als ein Fußpfad, der im Zickzack an dem fast senkrechten Hang abwärts führte. Allein der Blick nach unten ließ mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen.

»Nur wenige Lebewesen scheinen über den Hang zu klettern«, bemerkte Duare, während sie den kaum erkennbaren Pfad betrachtete.

»Wir sollten hier oben noch etwas weiterziehen. Vielleicht gibt es einen leichteren Abstieg«, schlug ich vor – in der Annahme, daß Duare sich fürchtete.

»Nein«, widersprach sie. »Ich wollte aus dem Wald heraus und das ist meine Chance. Es hat Wesen gegeben, die hier hinauf- und hinabgeklettert sind und wenn sie es geschafft haben, bringen wir das auch fertig.«

»Dann nehmen Sie meine Hand. Es ist sehr steil.«

Sie gehorchte und ich reichte ihr noch meinen Speer, damit sie sich abstützen konnte. Ich erinnere mich ungern an den Abstieg, der nicht nur außerordentlich gefährlich, sondern auch noch sehr anstrengend war. Mindestens ein dutzendmal hielt ich uns für verloren, glaubte ich, daß es keine Möglichkeit des Weiterkommens gab...

Duare war sehr tapfer. Sie verblüffte mich. Sie bewies nicht nur einen bemerkenswerten Mut, sondern auch ein Durchhaltevermögen, das ich einer Person von ihrer zarten Statur niemals zugetraut hätte. Dabei blieb sie unverändert gutgelaunt. Oft lachte sie, wenn sie ausgeglitten war und beinahe gestürzt wäre, wenngleich das ihren sofortigen Tod bedeutet hätte.

»Ich habe vorhin gesagt, daß irgendein Tier hier offensichtlich hinauf- und hinuntergestiegen ist«, sagte sie, als wir einmal Pause machten. »Jetzt frage ich mich, was für ein Lebewesen das sein mag.«

»Vielleicht eine Bergziege«, sagte ich.

Sie wußte nicht, was eine Bergziege war und ich kannte auch kein venusianisches Tier, mit dem sie sich vergleichen ließ. Duare sagte, daß ein Mistal in der Lage sein müßte, den Hang mühelos zu überwinden. Von diesem Tier hatte ich wiederum nicht gehört; nach ihrer Beschreibung handelte es sich um ein rattenähnliches Tier von der Größe einer Hauskatze.

Als wir Anstalten machten, unseren Abstieg fortzusetzen, hörte ich Geräusche am Hang und warf einen Blick nach unten.

»Ich glaube, wir können unsere Neugier bald befriedigen«, flüsterte ich. »Da kommt der Bursche, der den Pfad gemacht hat.«

»Ein Mistal?« fragte sie.

»Nein, und auch keine Bergziege. Jedenfalls scheint es ein Wesen zu sein, das sich mühelos in der Vertikalen bewegen kann. Ich kenne seinen amtorischen Namen nicht. Sehen Sie selbst; vielleicht erkennen Sie es.«

Duare stützte sich auf meine Schulter und warf einen Blick nach unten. Entsetzt wich sie zurück, als sie das echsenartige Wesen erblickte, das etwa fünf Meter lang war.

»Ich glaube, es ist ein Vere«, sagte sie, »und wenn das der Fall ist, sind wir verloren. Ich habe zwar noch keinen gesehen, aber ich habe darüber gelesen.«

»Ist diese Gattung gefährlich?« fragte ich.

»Äußerst gefährlich«, erwiderte sie. »Wir haben keine Chance.«

»Sie müssen versuchen, seitwärts wieder nach oben zu klettern, damit Sie ihm aus dem Wege gehen«, sagte ich. »Ich werde ihn aufzuhalten versuchen, bis Sie in Sicherheit sind.« Mit diesen Worten wandte ich mich dem Wesen zu, das langsam näher kam.

Der Vere war über und über mit roten, schwarzen und gelben Schuppen bedeckt, die in weitläufigen Mustern angeordnet waren. Damit erschöpfte sich seine Schönheit jedoch. Der Kopf ähnelte dem eines Krokodils und am Oberkiefer zog sich eine Reihe schimmernd weißer Hörner hin. Der obere Teil des Kopfes wurde von einem einzelnen Auge eingenommen, das Myriaden von Facetten hatte.

Das Wesen hatte uns noch nicht entdeckt. Ich nahm einen Felsbrocken auf und schleuderte ihn nach unten; vielleicht ließ es sich in die Irre führen. Aber das Geschoß traf den Vere an der Schnauze und er blickte auf und entdeckte mich.

Die gewaltigen Kiefer öffneten sich und eine lange Zunge schoß hervor. Blitzschnell ringelte sie sich um meinen Körper und ließ mich auf das weit geöffnete Maul zuschnellen, dem jetzt ein schrilles Kreischen entwich.

Daß ich nicht sofort verschlungen wurde, verdankte ich der Tatsache, daß ich ein wenig zu groß war. Ich sperrte mich und versuchte mit allen Kräften zu vermeiden, daß ich in den drohenden Schlund hinabgezogen wurde.

Es war eine gierige Kehle, der ich zu entrinnen versuchte. Offensichtlich pflegte das Wesen seine Opfer zu verschlingen, so daß die Hörner vielleicht nur der Verteidigung dienten. Der Gestank, der mir aus der ekeligerregenden Öffnung entgegenschlug,

war betäubend; vielleicht handelte es sich tatsächlich um eine Art Giftatem, der die Widerstandskraft schwächen sollte. Jedenfalls war mir schwindlig zumute. Dann erblickte ich Duare, die sich neben das Ungeheuer geschlichen hatte und mit meinem Speer auf den entsetzlichen Kopf einstach. Dabei rief sie unablässig: »Carson! Carson!«

Wie klein und zerbrechlich sie neben dem entsetzlichen Wesen wirkte! Und doch – wie wunderbar!

Sie setzte ihr Leben aufs Spiel, um mich zu retten und doch liebte sie mich nicht. Aber vielleicht setzte sie sich aus einem anderen, edlen Motiv für mich ein – vielleicht aus einem Gefühl der Loyalität heraus. Aber ich konnte es nicht zulassen, daß sie sich aus diesem Grunde opferte!

»Fliehen Sie, Duare!« rief ich. »Sie können mich nicht retten! Fliehen Sie noch, solange Sie es können, oder das Untier wird uns beide töten.«

Sie kümmerte sich nicht um meine Worte, sondern stieß erneut zu und diesmal drang der Speer in das Auge. Mit schrillem Schmerzensschrei wandte sich das Reptil dem Mädchen zu und versuchte es mit seinen spitzen Hörnern zu erreichen, aber sie wich nicht zurück, sondern ging erneut zum Angriff über. Diesmal trieb sie den

Speer in das geöffnete Maul, in das rosafarbene Fleisch der Kehle.

Die Speerspitze hatte offenbar die Zunge durchdrungen, denn der Vere ließ mich plötzlich fahren und ich fiel zu Boden.

Sofort sprang ich auf, ergriff Duare am Arm und zog sie zur Seite, während das Ungeheuer blindlings kreischend und pfeifend losraste und sich dann wieder zum Angriff wandte – aber in die falsche Richtung.

Ich machte mir klar, daß es völlig blind war. Ungeachtet des Risikos legte ich den Arm um Duare und ließ mich über die Felskante gleiten. Wären wir noch einen Augenblick länger geblieben, hätte uns der wild hin und her peitschende Schwanz der Rieseneidechse getroffen und in die Tiefe gefegt.

Das Glück blieb uns treu und wir landeten auf einem tiefer gelegenen Felsvorsprung. Ober uns war noch immer das Kreischen und Stampfen des verwundeten Tieres zu hören.

Die Angst, daß uns der Vere folgen könnte, verlieh uns Flügel und wir hasteten weiter und legten erst wieder eine Pause ein, als wir das Ende des Hanges erreicht hatten. Hier ließen wir uns keuchend zu Boden sinken.

»Das war wunderbar von Ihnen«, sagte ich. »Sie haben Ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um mich zu retten.«

»Vielleicht fürchtete ich mich nur davor, allein gelassen zu werden«, sagte sie verlegen. »Meine Gründe sind vielleicht sehr selbtsüchtig.«

»Das glaube ich nicht« sagte ich überzeugt.

»Wie dem auch sei«, sagte Duare, »wir haben jedenfalls festgestellt, welches Wesen für den Pfad am Hang verantwortlich ist.«

»Und wir wissen, daß unser schönes Tal vielleicht nicht ganz so sicher ist, wie es aussieht und daß wir lieber auf der Hut sein sollten.«

»Aber jetzt haben Sie keinen Speer mehr. Ein schwerer Verlust, denn nur dem Speer haben Sie Ihr Leben zu verdanken.«

»Ein Stück weiter unten, dort drüben« – ich deutete mit dem Finger – »liegt ein Waldstreifen, der den Windungen eines Flusses zu folgen scheint. Dort finden wir bestimmt Holz für neue Waffen – und auch Wasser. Ich bin sehr durstig.«

»Ich auch«, sagte Duare, »und hungrig. Vielleicht können Sie noch einen Basto erlegen.«

Ich lachte. »Diesmal werde ich auch für Sie Speer und Bogen machen. Soweit ich es beurteilen kann,

sind Sie eher in der Lage, einen Basto zu erledigen, als ich.«

Langsam wanderten wir auf den Wald zu, der sich in etwa anderthalb Kilometer Entfernung vor uns erhob. Das Gras war weich und hatte eine violette Färbung. Blumen aller Art wuchsen im Überfluß; purpurne, blaue, hellgelbe Blüten mit seltsamem Blattwerk und in Farben, die es auf der Erde nicht gab.

Es ist unmöglich, diese Landschaft so zu beschreiben, wie sie sich meinen Augen darbot. In unserer Sprache gibt es keine Entsprechungen für die Dinge, die ich erschaute, nichts gibt es in unserer Welt, das sich mit einigen der Farben und Formen vergleichen ließ – die schimmernde Nebelbank über dem Tal, die Pastellfarben der Wälder und Ebenen und Berge, in einen Schimmer getaucht, der kein grelles Licht und keine harten Schatten kannte; eine fremdartige und schöne Welt, anregend, atemberaubend, einladend.

Auf der Ebene, die sich zwischen uns und dem Wald erstreckte, erhoben sich hier und da vereinzelte Bäume. Tiere verschiedener Art ruhten in ihrem Schatten oder grasten im Freien und es war auf den ersten Blick zu sehen, daß hier die verschiedensten Gattungen vertreten waren, die nicht die geringste Ähnlichkeit mit unserer irdischen Fauna hatten. Neben großen,

schwerfälligen Tierleibern bewegten sich kleine und flinke Lebewesen. Sie alle waren zu weit entfernt, als daß ich sie genau betrachten konnte und das war mir nur lieb, denn bei der Vielzahl von Tieren gab es zweifellos einige, die dem Menschen gefährlich werden konnten.

»Anscheinend werden wir hier nicht Hunger leiden«, sagte Duare.

»Ich hoffe, daß sich einige von den kleinen Burschen essen lassen«, erwiderte ich lachend.

»Der Große da unter dem Baum sieht sehr schmackhaft aus – er schaut uns gerade an«, sagte Duare und deutete auf ein zottiges Wesen, das fast die Größe eines Elefanten erreichte. Das Mädchen hatte Humor.

»Wahrscheinlich denkt er über uns gerade dasselbe«, sagte ich. »Da kommt er nämlich!«

Das gewaltige Tier kam langsam auf uns zu. Der Waldrand war noch etwa hundert Meter entfernt.

»Rennen wir?« fragte Duare.

»Ich fürchte, das wäre das Falscheste, was wir tun könnten. Fast jedes Lebewesen nimmt instinktiv die Verfolgung auf, wenn ein anderes Wesen vor ihm flieht. Wir sollten versuchen, unseren Weg zum Waldrand fortzusetzen, als ob wir es nicht eilig hätten. Wenn wir jetzt losrennen, wird

er uns wahrscheinlich einholen, denn von allen Lebewesen der Schöpfung scheint der Mensch das langsamste zu sein.«

Langsam gingen wir weiter, blickten uns aber ständig nach dem struppigen Riesen um, der uns folgte. Ohne sichtliche Erregung kam er hinter uns hergetrottet, aber da er ziemlich große Schritte machte, verringerte sich die Entfernung zwischen uns ständig. Ich machte mir klar, daß er uns einholen würde, ehe wir den Wald erreichten und mich überkam ein Gefühl absoluter Hilflosigkeit. Was konnte ich mit meinen winzigen Pfeilen schon gegen diesen Muskelberg ausrichten?

»Etwas schneller jetzt, Duare«, befahl ich.

Sie gehorchte, sah sich aber nach einigen Schritten um. »Warum kommen Sie nicht mit?« fragte sie.

»Keine Diskussion!« sagte ich knapp. »Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe.«

Sie blieb stehen und wartete auf mich. »Ich werde tun, was mir Spaß macht«, sagte sie, »und es macht mir keinen Spaß, daß Sie sich so für mich opfern wollen. Wenn Sie schon umkommen, dann will ich mit Ihnen sterben. Im übrigen sollten Sie nicht vergessen, Carson, daß ich die Tochter eines Jong bin und man mich nicht einfach herumkommandiert.«

»Wenn ich jetzt nicht andere Sorgen hätte, würde ich Sie übers Knie legen!« knurrte ich.

Sie starrte mich entsetzt an, stampfte mit dem Fuß auf und begann zu weinen. »Sie beleidigen mich, weil ich mich nicht wehren kann und mir niemand hilft«, brachte sie heraus. »Ich hasse Sie, Sie... Sie...«

»Aber ich versuche Ihnen ja zu helfen, Duare – Sie machen es mir nur sehr schwer!«

»Ich will Ihre Hilfe nicht. Lieber bin ich tot, als daß ich so mit mir sprechen lasse. Immerhin bin ich die Tochter eines Jong!«

»Das haben Sie nun schon recht oft gesagt.«

Sie wandte sich um und ging erhobenen Kopfes weiter, ohne mich noch eines einzigen Blickes zu würdigen.

Ich sah mich um. Das gewaltige Tier war nur noch etwa fünfzehn Meter entfernt und etwa die gleiche Strecke mußte ich noch zurücklegen, wenn ich den Schutz der Bäume erreichen wollte. Duare konnte mich nicht sehen. Ich blieb stehen und wandte mich dem Koloß zu. Wenn der Bursche mit mir fertig war, hatte sie sich hoffentlich in einem Baum in Sicherheit gebracht.

Ich ließ meine Pfeile im Köcher, denn was konnten sie schon anderes ausrichten, als das Ungeheuer wütend zu machen?

Es kam jetzt langsam auf mich zu und in seiner Haltung lag eine gewisse Vorsicht. Seine beiden weit auseinanderstehenden Augen starrten mich an, zwei große Ohren, die mich an Eselsohren erinnerten, wurden interessiert aufgestellt. Breite Nüstern blähten sich.

Auf seiner Schnauze begann sich etwas zu bewegen; ein breites Horn, das bis zur Stirn reichte, stieg langsam empor, bis es direkt auf mich zeigte. Eine entsetzliche Angriffswaffe!

Ich bewegte mich nicht. Meine Erfahrungen auf der Erde hatten mich gelehrt, daß sich nur wenige Tiere zum Angriff hinreißen lassen, ohne provoziert zu werden und ich hoffte inständig, daß diese Regel auch hier auf der Venus gelten mochte. Jedenfalls hing mein Leben davon ab. Aber es gibt auch Provokationen anderer Art, von denen die stärkste der Hunger ist. Es sah zwar so aus, als wäre dieses Wesen ein Pflanzenfresser, aber darauf konnte ich mich natürlich nicht verlassen. Auch der Basto ähnelte einem irdischen Vegetarier, dem Bison, ohne selbst ein Pflanzenfresser zu sein.

Immer näher kam das bemerkenswerte Ungeheuer, sehr, sehr langsam, als würde es von Zweifeln geplagt. Es überragte mich wie ein

lebendiger Berg. Ich spürte seinen warmen Atem, der über meinen nackten Körper strich – den süßen, harmlosen Atem eines Grasfressers. Meine Hoffnungen stiegen.

Das Wesen streckte den Kopf vor und berührte mich mit seinem Horn und dann mit seiner feuchten Schnauze. Gleichzeitig drang ein leises Grollen aus seiner gewaltigen Kehle. Es beschnupperte mich.

Schnaubend wirbelte es plötzlich herum und galoppierte mit steil emporgerücktem Schwanz davon, wobei es auf und nieder hüpfte, wie ich es auf der Erde schon bei jungen, übermütigen Stieren gesehen habe.

Es war ein komischer Anblick und ich lachte befreit auf. Allerdings klang meine Stimme etwas hysterisch und meine Knie waren plötzlich sehr weich. Wenn ich auch nicht tatsächlich in Todesgefahr gewesen war, so hatte ich das doch zumindest angenommen.

Als ich mich dem Wald zuwandte, sah ich Duare dort stehen. Sie starrte mich an und als ich mich näherte, sah ich, daß sie die Augen aufgerissen hatte und zitterte.

»Sie sind sehr mutig, Carson«, sagte sie. Ihren Ärger schien sie vergessen zu haben. »Ich weiß, daß Sie stehengeblieben sind, damit ich entkommen konnte.«

»Eigentlich konnte ich überhaupt nichts tun«, beruhigte ich sie. »Nachdem wir das nun überstanden haben, sollten wir uns nach etwas zu essen umsehen – nach einem Tier, das ein wenig kleiner ist als dieser Fleischberg. Ich schlage vor, daß wir weitermarschieren, bis wir den Fluß erreichen, der durch diesen Wald fließt. Vielleicht gibt es dort eine Wasserstelle oder eine Furt, die von den Tieren benutzt wird.«

»Es gibt viele kleinere Tiere draußen im Freien«, erwiderte Duare. »Warum jagen Sie nicht hier?«

»Es gibt zwar sehr viele Tiere, aber nicht genügend Bäume«, erwiderte ich auflachend. »Es kann sein, daß wir nicht ohne Bäume auskommen, wenn wir auf die Jagd gehen. Ich weiß noch zuwenig über die amtorische Tierwelt, um ein unnötiges Risiko auf mich zu nehmen.«

Wir wanderten langsam in den Wald hinein und erreichten schließlich den kleinen Strom, der gemächlich dahinfloß. Sofort sah ich die Wasserstelle und ein Tier, das sich labte. Es hatte etwa die Größe einer Ziege, ohne ihr weiter zu ähneln. Die spitzen Ohren standen keinen Augenblick still, als ob es jeden Augenblick mit einem Gegner rechnete; der kurze, buschige Schwanz zuckte nervös hin und her. Um seinen Hals schloß sich eine Reihe nach vorn geneigter Hörner, deren Zweck ich mir zuerst nicht erklären

konnte. Dann aber dachte ich an den Vere, dem ich eben erst entkommen war und machte mir klar, daß dieses stachelige Halsband jedes Lebewesen abschrecken mußte, das seine Beute unzerkaut zu verschlingen pflegte.

Sanft schob ich Duare hinter einen Baum und kroch weiter, während ich einen Pfeil auflegte und den Bogen spannte. Als ich gerade schießen wollte, warf sich das Wesen herum. Offensichtlich hatte es mich gehört. Nachdem es mir zuerst den Rücken zugewandt hatte, konnte ich jetzt einen sicheren Blattschuß anbringen.

So schlugen wir unser Lager am violetten Ufer des kleinen Flusses auf und genossen saftige Steaks, köstliche Früchte und das klare Wasser aus dem Fluß. Es war einfach idyllisch.

»Ich finde es herrlich hier«, sagte Duare träumerisch. »Carson – ich wünschte, ich wäre keine Jong-Tochter.«

8

Der Rastplatz, den wir hier gefunden hatten, gefiel uns so gut, daß wir zwei Tage blieben, während ich Waffen für Duare fertigte und mir einen neuen Speer machte.

In einem Baum, dessen Äste über den Fluß hingen, hatte ich eine kleine Plattform konstruiert, auf der wir während der Nacht einigermaßen sicher waren. Das leise Plätschern des Flusses schlaferte uns sehr schnell ein und nur gelegentlich weckte uns das wilde Brüllen jagender Tiere, zu dem das entfernte Stampfen und Brüllen der Herden draußen auf der Ebene eine harmonische Begleitmusik bildete.

Unser letzter Abend war gekommen; morgen früh wollten wir weiterziehen. Wir saßen auf unserer Plattform und beobachteten die Fische irrt Wasser.

»Ich könnte hier glücklich sein – für alle Ewigkeit, Duare. Mit Ihnen«, sagte ich.

»Man darf nicht nur an sein Glück denken«, erwiderte sie. »Es gibt auch Pflichten, die man zu erfüllen hat.«

»Aber wenn uns die äußenen Umstände daran hindern, unsere Pflicht zu tun? Müssen wir dann nicht das beste aus unserem Schicksal machen und unser Glück suchen, wo wir es finden können?«

»Was meinen Sie damit?« fragte sie.

»Ich meine, es ist praktisch unmöglich, daß wir Vepaja jemals wiedersehen. Wir wissen nicht, wo es liegt und selbst wenn wir es wüßten, bestände wohl kaum eine Chance, daß wir die mannigfaltigen Gefahren, die uns auf dem Weg dorthin begegnen würden, überwinden könnten.«

»Ich weiß, daß Sie recht haben«, erwiderete sie müde. »Aber ich darf die Suche nicht aufgeben. Wie gering die Erfolgschancen auch sein mögen – ich muß bis an mein Lebensende versuchen, in die Heimat meiner Väter zurückzukehren.«

»Ist das nicht ziemlich unvernünftig, Duare?«

»Sie verstehen mich nicht, Carson Napier. Anders wäre es, wenn ich einen Bruder oder eine Schwester hätte, aber ich bin ein Einzelkind und mein Vater und ich sind die letzten unseres Blutes. Nicht meinetwegen oder für meinen Vater muß ich nach Vepaja zurückkehren, sondern allein zum Wohle meines Landes. Die königliche Erbfolge darf keine Unterbrechung erfahren und nur ich kann dafür sorgen, daß unsere Familie nicht ausstirbt.«

»Und wenn Sie zurückkehren – was dann?«

»Wenn ich zwanzig bin, werde ich einen Edelmann heiraten, der von meinem Vater ausgewählt wird und nach dem Tode meines Vaters werde ich Vadjong – Königin – sein, bis mein ältester Sohn zwanzig ist. Er wird dann die Herrschaft antreten.«

»Aber mit dem Unsterblichkeitsserum, das Ihre Wissenschaftler geschaffen haben, wird Ihr Vater ewig leben. Warum wollen Sie also zurück?«

»Ich hoffe, daß er nicht sterben wird – aber man muß mit allem rechnen – , mit einem Unfall, einem Kampf oder einem Attentat. Oh, warum sprechen wir überhaupt darüber?«

»Und was geschieht mit mir, wenn wir Vepaja erreichen?« fragte ich.

»Was meinen Sie?«

»Werde ich eine Chance haben?«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Werden Sie mich heiraten, wenn Ihr Vater einverstanden ist?« platzte ich heraus.

Duare errötete. »Wie oft muß ich Ihnen noch sagen, daß Sie über solche Dinge nicht mit mir sprechen dürfen?«

»Ich kann nicht anders, Duare. Ich liebe Sie. Dabei schere ich mich nicht um Sitten, Könige oder

Dynastien. Ich werde Ihrem Vater sagen, daß ich Sie liebe und daß Sie mich lieben.«

»Ich liebe Sie nicht. Sie hätten kein Recht, so etwas zu sagen.

Es wäre eine Sünde. Nur weil ich einmal schwach war und den Kopf verlor und Ihnen etwas gesagt habe, was ich nicht ernst meinte, brauchen Sie mir das nicht ständig vor Augen zu führen.«

Da hatten wir es wieder – typisch Frau! Die ganze Zeit, die wir zusammengewesen waren, hatte ich mich gewaltig zurückgehalten und nichts von Liebe gesagt – bis auf einmal, als ich die Beherrschung verlor. Und doch warf sie mir vor, ich hätte ihr ständig das versehentliche Liebesgeständnis vorgehalten!

»Naja«, sagte ich düster. »Ich werde jedenfalls tun, was ich angekündigt habe.«

»Und was wird Ihrer Meinung nach mein Vater tun?«

»Wenn er ein richtiger Vater ist, wird er sagen: ›Viel Glück, Kinder!‹«

»In erster Linie ist er Jong und dann erst Vater und er wird Sie vernichten. Selbst wenn Sie Ihr verrücktes Geständnis nicht machen, werde ich sämtliche Überredungskünste aufbieten müssen, um Sie vor dem Tode zu bewahren.«

»Aber warum sollte er mich umbringen wollen.«

»Weil jeder Mann, der ohne königliche Erlaubnis mit einer Jangong, einer Prinzessin, gesprochen hat, des Todes ist. Daß wir wahrscheinlich Monate oder sogar Jahre zusammen verbringen müssen, wird die Sache nur verschlimmern, aber ich werde mich für Sie einsetzen. Ich werde betonen, wie gut Sie sich um mich gekümmert haben und daß ich Ihnen unzählige Male mein Leben verdanke und ich nehme an, daß Sie dann um eine Hinrichtung herumkommen. Aber Sie werden natürlich aus Vepaja verbannt.«

»Das sind ja nette Aussichten. Glauben Sie, daß mir unter diesen Umständen noch sehr daran liegen wird, Vepaja wiederzufinden?«

»Sie werden nicht gerade begeistert sein, aber Sie werden die Suche nicht aufgeben. Schon mir zuliebe nicht – eben weil Sie mich lieben, wie Sie sagen.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht«, sagte ich.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter. Wir hatten uns einen Plan zurechtgelegt. Zuerst gedachten wir an dem kleinen Fluß entlangzuwandern, bis er in den großen Strom mündete, dem wir vielleicht bis zum Meer folgen konnten. Wohin wir uns dann wenden sollten, war problematisch. Aber diese Entscheidung konnten wir später treffen.

Am späten Nachmittag kürzten wir eine Flussbiegung ab und unser Weg führte uns durch offenes Gelände. Da die Landschaft sehr felsig und uneben war, kamen wir nur langsam voran.

Als wir uns aus einer besonders tiefen Mulde herausarbeiteten, sah ich mich zufällig um und erblickte ein unbekanntes Tier, das auf dem gegenüberliegenden Rand stand und uns beobachtete. Es war etwa so groß wie ein deutscher Schäferhund, wenngleich es keine weitere Ähnlichkeit damit hatte. Anstelle einer Schnauze schimmerte ein gewaltiger gekrüppelter Schnabel, der dem eines Papageien ähnlich war und der Körper war über und über mit Federn bedeckt. Da das Tier auf vier Beinen lief und keine Flügel hatte, handelte es sich nicht um einen Vogel. Vor den beiden kurzen Ohren erhoben sich Hörner und ein drittes ragte in der Mitte dazwischen auf.

»Sehen Sie, was ich sehe, Duare?« fragte ich und nickte zu der unheimlichen Erscheinung hinüber. »Oder leide ich unter plötzlichem Fieber?«

»Natürlich sehe ich es«, erwiderte sie. »Aber ich kenne das Tier nicht. Auf der Insel Vepaja gibt es so etwas nicht.«

»Himmel, da sind ja noch mehr! Das müssen mindestens ein Dutzend sein!«

Plötzlich hob das Federtier, das wir zuerst gesehen hatten, den Kopf und stieß ein heiseres Heulen aus. Sofort taten es ihm die anderen nach und die ganze Meute galoppierte den Hang herab und geradewegs auf uns zu.

»Was sollen wir tun?« fragte Duare. »Halten Sie sie für gefährlich?«

»Ich weiß nicht, ob sie gefährlich sind«, erwiderte ich. »Aber ich wünschte, wir hätten jetzt einen Baum zur Verfügung.«

»Ein Wald hat anscheinend doch seine Vorteile«, sagte Duare.

»Flucht wäre sinnlos, also stellen wir uns am besten zum Kampf. Wir haben einen kleinen Vorteil, weil sie hier zuerst den Hang erklimmen müssen.«

Ich legte einen Pfeil auf die Sehne und Duare folgte meinem Beispiel. Dann warteten wir, daß die Angreifer in Schußweite kamen. Die Tiere sprangen leichfüßig durch die Mulde und begannen den Aufstieg. Sie schienen keine Eile zu haben.

Offensichtlich überraschte es sie, daß wir nicht die Flucht ergriffen, denn ihre Annäherung verlangsamte sich. Vorsichtig schlichen sie sich heran, die Federn auf dem Rücken steil erhoben.

Ich zielte sorgfältig auf den vordersten und ließ den Pfeil losschnellen, der sein Ziel traf. Aufschreiend hielt das Tier inne und zerrte an dem Pfeil, der ihm aus der Brust ragte. Dann brach es zusammen.

Sofort fielen seine Artgenossen über das verletzte Ungeheuer her, dessen Gegenwehr schnell erlahmte. Ich machte Duare ein Zeichen, mir zu folgen und wir liefen auf die Bäume zu, die in etwa tausend Meter Entfernung zu sehen waren, wo der Fluß seinen Bogen beendete, den wir hatten umgehen wollen. Aber wir hatten erst wenige Meter zurückgelegt, als uns die Meute schon wieder auf den Fersen war.

Diesmal überholten sie uns, als wir durch eine Mulde hasteten und wieder stellten wir uns zum Kampf. Doch die gefiederten Ungeheuer griffen nicht sofort an, sondern kreisten uns ein und begannen dann langsam vorzurücken.

»Wenn sie jetzt gleichzeitig angreifen«, sagte Duare, »ist es um uns geschehen.«

»Vielleicht lassen sie sich wieder ablenken, wenn wir ein paar umbringen. Auf diese Weise kommen wir vielleicht wieder ein Stückchen näher an den Wald heran«, sagte ich mit gekünsteltem Optimismus.

Während wir noch auf den nächsten Zug unserer Gegner warteten, hörten wir einen lauten Ruf aus der Richtung, aus der wir gekommen waren. Hastig blickten wir auf und sahen einen Mann, der auf

einem vierfüßigen Tier soeben an den Rand der Mulde geritten kam.

Die Lebewesen hatten sich sofort dem Rufenden zugewandt und begannen zu schnattern. Der Mann ritt langsam auf uns zu und als er den Kreis unserer Belagerer erreichte, machten sie ihm bereitwillig Platz.

»Ihr habt Glück, daß ich in der Nähe war«, sagte der Fremde und zügelte sein Tier vor uns. »Meine Kazars sind eine wilde Bande.« Er musterte uns eindringlich, wobei sein Blick besonders auf Duare verweilte. »Wer seid ihr und woher kommt ihr?« fragte er.

»Wir sind Fremde und haben uns verlaufen«, erwiderte ich. »Ich komme aus Kalifornien.« Daß wir aus Vepaja kamen, wollte ich ihm erst sagen, wenn wir mehr über ihn wußten. Wenn er Thorist war, mußten wir ihn als Feind betrachten und dann war es besser, wenn er so wenig wie möglich über uns wußte.

»Kalifornien«, wiederholte er. »Von diesem Land habe ich noch nicht gehört. Wo liegt es?«

»In Nordamerika«, erwiderte ich, aber er schüttelte nur den Kopf. »Und wer bist du?« fragte ich. »Und in welchem Land befinden wir uns hier?«

»Wir sind hier in Noobol, aber das weißt du natürlich. Diese Gegend wird Morov genannt. Ich

bin Skor, der Jong von Morov. Aber ihr habt mir eure Namen noch nicht genannt.«

»Das ist Duare«, erwiderte ich, »und ich bin Carson.« Ich nannte nur unsere Vornamen, da Nachnamen auf der Venus nicht gebräuchlich sind.

»Und wohin wolltet ihr?«

»Wir haben nach einem Weg zum Meer gesucht.«

»Und woher kommt ihr?«

»Wir waren kürzlich in Kapdor«, erklärte ich.

Er starrte uns finster an. »Dann seid ihr also Thoristen?« schnappte er.

»Nein«, sagte ich hastig, »wir waren Gefangene der Thoristen.« Ich hoffte, daß ich richtig geraten hatte und er tatsächlich gegen die Thoristen eingestellt war.

Zu meiner Erleichterung schien ich sein Stirnrunzeln richtig gedeutet zu haben. »Ich bin froh, daß ihr keine Thoristen seid, denn sonst würde ich euch nicht helfen. Ich habe nichts übrig für diese Brut.«

»Du willst uns also helfen?« fragte ich.

»Es wird mir ein Vergnügen sein«, sagte er, wobei er Duare anblickte. Ich kann nicht sagen, daß mir sein Tonfall und sein Gesichtsausdruck gefielen.

Pfeifend und schnatternd umsprangen uns die Kazars. Wenn uns eines der Wesen zu nahe kam, ließ Skor seine lange Peitsche vorschneßen und vertrieb es schnell wieder.

»Kommt«, sagte er. »Ich werde euch in mein Haus führen. Dort können wir eure weiteren Pläne besprechen. Die Frau kann hinter mir auf meinem Zorat reiten.«

»Ich laufe lieber«, sagte Duare. »Ich bin daran gewöhnt.«

Skors Augen verengten sich zu Schlitzen. Er setzte zum Sprechen an, hielt sich aber im letzten Augenblick zurück und zuckte die Schultern. »Wie du willst«, sagte er und schlug die Richtung ein, aus der er gekommen war.

Das Reittier, das er als Zorat bezeichnet hatte, war anders als alle Lebewesen, die ich bisher gesehen hatte. Seine langen und schlanken Beine deuteten darauf hin, daß es sehr schnell war. Seine starren Fesseln ließen zunächst vermuten, daß es schwer zu reiten sein mußte, doch die fast waagerecht stehenden Oberschenkel- und Schulterknochen glichen die Stöße aus, so daß das Tier tatsächlich einen sehr weichen Gang hatte. Sein Rücken war so

geformt, daß er einen natürlichen Sattel bildete. Es hatte einen kurzen, breiten Kopf mit zwei großen, untertassenähnlichen Augen. Die Zähne waren die eines Wiederkäuers.

Unser Weg führte uns zu der großen Flusschleife. Wir gingen langsam neben Skor her, während die grotesken Kazars gehorsam ihrem Herrn folgten. Ihre Nähe machte mich nervös und ich fürchtete, daß Duare von einem wilden Tier verletzt werden könnte, ehe es sich verhindern ließ. Ich fragte Skor nach dem Zweck, den diese Wesen erfüllten.

»Ich setze sie manchmal für die Jagd ein«, erwiderte er. »Aber sie dienen in erster Linie meinem Schutz. Ich habe Feinde und außerdem gibt es in Morov viele wilde Tiere. Die Kazars sind furchtlos und kämpfen gern. Ihre größte Schwäche ist allerdings ihr Hang zum Kannibalismus; sie werden jeden Kampf aufgeben, wenn sie einen ihrer verwundeten Artgenossen in Stücke reißen können.«

Kurz nachdem wir den Wald erreicht hatten, näherten wir uns einem großen, düsteren Steingebäude, das einer Festung ähnelte. Es stand auf einem flachen Hügel direkt am Wasser und die Wellen des Flusses beleckten seine Mauern. Eine Steinmauer, die an die Flussmauer des Gebäudes heranführte, umschloß mehrere Morgen Land. Ein schweres Tor verschloß den einzigen, sichtbaren Durchgang.

Als wir näherkamen, rief Skor: »Aufmachen! Der Jong!«

Mehrere bewaffnete Männer, die unter einem der wenigen übriggebliebenen Bäume gesessen hatten, erhoben sich bei unserer Annäherung und begrüßten ihren Herrn und Meister mit gesenktem Kopf. Sie boten einen traurigen Anblick. Am auffallendsten war ihre seltsame Hautfarbe – eine ekelerregend ungesunde Tönung, die auf Blutarmut hinzuweisen schien. Im Vorbeigehen sah ich einem der Männer, der zufällig den Kopf hob, in die Augen und erschrak vor der Leblosigkeit seines Blickes. Seine Augen waren lichtlos und kalt und ich hätte ihn für blind gehalten, wenn er nicht sogar den Kopf gesenkt hätte, als er meinen Blick bemerkte. Einem anderen Mann klaffte eine häßliche Wunde im Gesicht, die erstaunlicherweise nicht blutete.

Skor bellte einen kurzen Befehl und zwei der Männer trieben die Kazar-Meute in ein befestigtes Gehege dicht neben dem Durchgang. Währenddessen gingen wir auf das Haus zu, das man schon als Schloß bezeichnen konnte.

Bis auf die wenigen Bäume war das Land innerhalb der Mauer kahl und tot. Überall lagen Abfälle herum – alte Sandalen, Lumpen, zerbrochenes Geschirr und Unrat. Nur eine kleine

gepflasterte Fläche vor dem Haupteingang machte einen einigermaßen sauberen Eindruck.

Andere Männer, die den Wächtern am Tor ähnlich waren, kamen uns entgegen, als Skor abstieg. Einer führte das Reittier fort, während die übrigen sich zu beiden Seiten der Tür aufstellten, die wir jetzt passierten.

Es war ein kleiner Durchgang und die dicke Tür schloß sich hinter uns; sie schien uns die einzige Öffnung im Mauerwerk 'zu bilden. Im ersten und zweiten Stockwerk gab es Fenster, die aber mit Gittern verschlossen waren. Etwas abgelegen stand ein Turm, der zwei oder drei Etagen höher war als das übrige Anwesen. Auch er hatte kleine Fenster, die zum Teil vergittert waren.

Das Innere des Gebäudes atmete Düsterkeit, und bei dem Gedanken an seine unheimlichen Bewohner überkam mich ein Gefühl der Beklemmung, dessen ich mich nicht erwehren konnte.

»Ihr werdet hungrig sein«, sagte Skor. »Kommt in den Innenhof, dort ist es etwas angenehmer. Ich werde euch dort eine Mahlzeit servieren lassen.«

Doch der Innenhof brachte keine Veränderung; er erinnerte mich irgendwie an ein Gefängnis. Die grauen Wände starrten mit ihren leeren Fensterhöhlen schmucklos auf uns herab und auch hier stapelte sich der Unrat.

Böse Vorahnungen bedrückten mich und ich begann zu wünschen, daß wir dieses Schloß niemals betreten hätten. Natürlich versuchte ich mich zu beschwichtigen, Skor hatte bisher nicht erkennen lassen, daß er etwas anderes als ein zuvorkommender Gastgeber war. Daß er ein Jong war, begann ich allerdings zu bezweifeln.

In der Mitte des Hofes stand ein Holztisch, umgeben von abgesessenen Bänken. Auf dem Tisch standen die Oberreste einer Mahlzeit. Skor forderte uns mit einer eleganten Handbewegung auf, näherzutreten und klatschte schließlich dreimal in die Hände, ehe er sich am Kopfende des Tisches niederließ.

»Ich habe nur selten Gäste hier«, sagte er, »eine sehr angenehme Abwechslung. Ich hoffe, daß es euch hier gefällt. Daß es mir gefallen wird, dessen bin ich mir sicher.« Bei diesen Worten war sein unangenehmer Blick wieder auf Duare gerichtet.

»Ich bin sicher, daß es uns hier gefallen würde, wenn wir nur bleiben könnten«, antwortete Duare hastig, »aber leider ist das nicht möglich. Ich muß in das Haus meines Vaters zurück.«

»Und wo ist das?« fragte Skor.

»In Vepaja«, erwiderte Duare.

»Ich habe noch nie von diesem Land gehört«, sagte Skor. »Wo liegt es?«

»Sie haben noch nie von Vepaja gehört?« rief Duare ungläubig. »Das was heute Thora ist, hieß früher Vepaja, bis es von den Thoristen erobert wurde, die die herrschende Klasse vertrieben. Sie lebt jetzt auf einer Insel namens Vepaja, die das einzige Überbleibsel des früheren Vepaja ist.«

»O ja, davon habe ich schon gehört«, sagte Skor. »Aber das ist vor langer Zeit geschehen im feinen Trabol.«

»Sind wir hier nicht in Trabol?«

»Nein«, erwiederte Skor. »In Strabol.«

»Aber Strabol ist das heiße Land«, wandte Duare ein. »Niemand kann in Strabol leben.«

»Du befindest dich jedenfalls in Strabol. In einer bestimmten Jahreszeit ist es sehr heiß hier, gewiß, aber es läßt sich ertragen.«

Das fand ich sehr interessant. Wenn Skor die Wahrheit sagte, hatten wir offenbar den Äquator überschritten und befanden uns nun auf der nördlichen Halbkugel der Venus. Die Vepajer hatten mir versichert, daß Strabol ein unwirtliches Land wäre – ein dampfender Dschungel, in dem es von entsetzlichen Raubtieren und Reptilien wimmelte. Der gesamte Norden war für die Menschen der Südhalbkugel ein unbekanntes Gebiet und aus diesem Grunde war ich so sehr daran interessiert, dorthin vorzustoßen.

Doch die Verantwortung für Duare lastete mir schwer auf den Schultern und ich kam nicht dazu, meinem Interesse nachzugehen. Offensichtlich konnte mir aber Skor weiterhelfen und ich fragte ihn über den Norden aus.

»Ein übles Land«, schnappte er. »Ein Land voller Narren. Man stellt sich dort der Wissenschaft und dem Fortschritt entgegen. Man hat mich vertrieben, so daß ich schließlich hierherkam und das Königreich Morov gründete. Das war vor langer Zeit – vielleicht vor hundert Jahren. Ich bin seither nicht wieder in meiner Heimat gewesen, aber manchmal kommen Leute hierher.« Und er lachte unfreundlich.

Herbeigerufen durch sein Händeklatschen, näherte sich in diesem Augenblick eine Frau. Sie war weder alt noch jung, doch ihre Haut hatte die gleiche ekelreregende Farbe wie die der Männer. Sie schlurfte langsam und unsicher heran, gefolgt von zwei Männern. Die Gruppe hatte etwas überaus Abstoßendes.

»Bringt das Zeug weg!« schnappte Skor. »Und holt etwas zu essen!«

Die drei räumten das Geschirr zusammen und schlurften davon. Duares entsetzter Blick war Skor nicht entgangen.

»Gefallen dir meine Diener nicht?« fragte er ärgerlich.

»Aber ich habe ja gar nichts gesagt«, protestierte Duare.

»Ich habe dein Gesicht gesehen.« Plötzlich begann Skor zu lachen, ein kaltes, böses Lachen, während in seinen Augen ein Glitzern stand, das ich mir nicht erklären konnte. »Sie sind ausgezeichnete Diener«, erklärte er in normalem Tonfall. »Sie reden kaum *und sie tun, was ich ihnen sage.*«

Kurz darauf wurde serviert. Es gab Fleisch, das teilweise noch roh, teilweise völlig verbrannt war – dazu Früchte und ungewaschenes Gemüse. Nur der Wein schien einigermaßen genießbar zu sein. Duare brachte keinen Bissen hinunter, während ich an meinem Krug nippte und Skor beobachtete, der mit Heißhunger aß.

Die Dämmerung brach herein, als sich unser Gastgeber schließlich erhob. »Ich werde euch jetzt auf eure Zimmer führen. Ihr müßt müde sein«, sagte er im Ton des vollkommenen Gastgebers. »Morgen werdet ihr dann eure Reise fortsetzen.«

Beruhigt folgten wir ihm in das dunkle und kalte Haus. Er führte uns eine Treppe hinauf bis in die zweite Etage und durch einen langen, dunklen Korridor. Hier blieb er vor einer Tür stehen und stieß sie auf.

»Schlaf wohl«, sagte er zu Duare, verbeugte sich vor ihr und hieß sie eintreten.

Schweigend überschritt Duare die Schwelle und Skor schloß die Tür hinter ihr; dann führte er mich an das Ende des Korridors zu einer Treppe und wies mir schließlich zwei Stockwerke höher einen kreisförmigen Raum an, der vermutlich zum Schloßturm gehörte.

»Ich hoffe, daß der Schlaf dir Erquickung bringen wird«, sagte er höflich, zog sich zurück und schloß die Tür hinter sich.

Ich hörte ihn die Treppe hinuntergehen. Ich dachte an Duare, die dort unten in dem geheimnisvollen Gebäude allein war. Ich hatte keinen Grund zur Befürchtung, daß sie sich in Gefahr befand, aber ich kam trotzdem nicht zur Ruhe. Jedenfalls konnte ich sie nicht allein lassen.

Ich wartete, bis Skor genügend Zeit gehabt hatte, sich in seine Räume zurückzuziehen, wo sie sich auch befinden mochten. Entschlossen, Duare beizustehen, trat ich an die Tür, legte die Hand auf den Riegel und versuchte ihn aufzuschieben. Doch die Tür war von außen verschlossen. Hastig untersuchte ich die Fenster, die jedoch vergittert waren. Irgendwo aus der Tiefe des düsteren Gebäudes glaubte ich ein höhnisches Lachen zu hören. Das Turmzimmer, in dem ich mich befand, wurde nur von dem geheimnisvollen Schimmer

erhellte, der die nächtliche Dunkelheit der Venus durchdringt. Schwach konnte ich die Umrisse der wenigen Möbelstücke erkennen. Es handelte sich offenbar mehr um eine Gefängniszelle als um ein Gastzimmer.

Ich trat an eine Kommode und zog die Schublade heraus, die mit verschiedenen abgetragenen Kleidungsstücken, Bindfadenstücken und Seilenden angefüllt waren. Langsam ging ich auf und ab und ließ meinen Sorgen um Duare freien Lauf. Ich war hilflos. Was konnte ich schon tun? Da es sinnlos gewesen wäre, an die Tür zu schlagen und um Hilfe zu schreien, suchte ich nach einer anderen Rettungsmöglichkeit. Doch es schien keine zu geben. Tür und Fenstergitter waren nicht zu überwinden.

Schließlich legte ich mich auf eine wacklige Couch. Es herrschte absolute Stille – Grabsstille. Dann vernahm ich plötzlich ein Geräusch über mir. Ich lauschte und versuchte zu bestimmen, was es war. Es hörte sich wie das Stampfen von nackten Füßen an, wie jemand, der über meinem Kopf langsam auf und ab ging.

Ich hatte angenommen, daß ich mich im obersten Geschoß des Turmes befand, doch das schien nicht der Fall zu sein. Wenn es sich wirklich um die Schritte eines Menschen handelte, mußte sich noch jemand in einem Raum über mir befinden.

Die regelmäßigen Schritte schläferten mich bald ein und ich fuhr immer wieder auf, wenn mich der Schlaf übermannte. Ich wollte nicht schlafen. Irgend etwas schien mich zu warnen, daß ich unbedingt wach bleiben mußte. Doch der erschöpfte Körper forderte sein Recht.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Ich fuhr jedenfalls erschreckt auf, als ich spürte, daß mich etwas berührte. Eine nur undeutlich erkennbare Gestalt beugte sich über mich und ich versuchte mich aufzurichten. Sofort legten sich starke Finger um meinen Hals – eiskalte Finger, die Finger des Todes.

Ich ging sofort zum Gegenangriff über und versuchte meinem Gegner die Luft abzudrehen; auch sein Hals fühlte sich eiskalt an. Aber das Wesen auf meiner Brust war stärker. Ich schlug mit der Faust zu und von der Tür war ein unterdrücktes Gelächter zu hören.

Ich spürte, daß ich an der Schwelle zum Jenseits stand und eine Vielzahl von Gedanken raste mir durch den Kopf. Vor allem dachte ich aber an Duare und machte mir schwere Vorwürfe, daß ich sie hier in der Gewalt des Unholds zurücklassen mußte. Ich war sicher, daß er mich erledigen und damit das einzige Hindernis beseitigen wollte, das zwischen ihm und Duare stand.

Ich wehrte mich noch immer, als mich ein Schlag auf den Kopf traf; Dunkelheit hüllte mich ein.

Als ich das Bewußtsein wiedererlangte, war es heller Tag. Ich lag noch immer auf der Couch. Ich starrte zur Decke und versuchte meine Gedanken auf die Ereignisse der letzten Nacht zu konzentrieren. Da entdeckte ich einen Spalt über mir, der von einer halb geöffneten Falltür hervorgerufen wurde und durch den Spalt blickten zwei Augen auf mich herab.

Wartete dort oben ein neuer Schrecken auf mich? Ich bewegte mich nicht. Fasziniert schaute ich zu, wie sich die Falltür weiter öffnete und schließlich den Blick auf ein Gesicht freigab – auf das Gesicht eines sehr hübschen Mädchens. Es war gezeichnet von Übermüdung und Entsetzen und die Augen starrten mich ängstlich an.

Flüsternd fragte mich das Mädchen: »Sie leben?«

Ich stützte mich auf den Ellenbogen. »Wer sind Sie?« fragte ich. »Soll das eine neue Quälerei werden?«

»Nein. Ich bin ebenfalls hier gefangen. Er ist jetzt nicht da. Vielleicht können wir fliehen.«

»Aber wie?« fragte ich. Ich hielt sie immer noch für eine Verbündete Skors.

»Können Sie hier heraufkommen? Meine Fenster haben keine Gitter, weil sie so hoch sind, daß von hier niemand springen könnte, ohne sich umzubringen. Wenn wir nur ein Seil hätten!«

Ich überlegte eine Zeitlang, ehe ich antwortete. Wenn das nun ein Trick war? Aber was wollte ich? Gab es irgendeinen Raum in diesem verfluchten Schloß, in dem es mir noch schlimmer ergehen konnte als hier?

»Ich habe ein Seil hier unten«, sagte ich. »Ich hole es und komme hoch. Vielleicht wird es nicht reichen. Ich bringe jedenfalls alles mit.«

»Wie wollen Sie heraufsteigen?« fragte sie.

»Das ist nicht schwer. Warten Sie nur ab.«

Ich trat an die Kommode, sammelte Seilenden und Bindfäden ein und schob die Kommode schließlich direkt unter die Falltür. Dann stellte ich mich auf das Möbelstück und konnte bequem den Rand der Deckenöffnung erreichen. Ich gab dem Mädchen die Seile und zog mich hoch. Sie schloß die Falltür und dann standen wir uns gegenüber.

Obwohl sie ein zerzausten und eingeschüchterten Eindruck machte, war sie schöner, als ich auf den ersten Blick vermutet hatte und meine Besorgnis schwand. Ich war sicher, daß diese wunderschöne Stirn keine Bösartigkeit verbergen konnte.

»Sie brauchen mir nicht zu mißtrauen«, sagte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten, »wenn ich es auch verstehen kann, daß Sie jedermann im Verdacht haben.«

»Wie können Sie *mir* dann trauen?« fragte ich.
»Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Ich weiß aber genug. Ich habe gestern vom Fenster beobachtet, wie Sie und Ihre Begleiterin mit Skor ankamen und ich wußte sofort, daß er zwei neue Opfer gefunden hatte. Ich habe auch gehört, wie Sie gestern abend in den Raum unter mir gebracht wurden. Ich wollte Sie warnen, aber ich fürchtete mich vor Skor und ich bin lange Zeit unentschlossen auf und ab gegangen.«

»Das habe ich gehört«, sagte ich.

»Ja. Aber das war noch nicht alles. Später hörte ich unten die Geräusche eines Kampfes und Skors entsetzliches Lachen. Oh, wie ich dieses Lachen hasse und fürchte! Später war es ruhig und ich dachte zuerst, daß man Sie getötet hätte. Und das arme Mädchen! Sie ist so wunderhübsch! Ich hoffe, daß sie entkommen ist, aber ich fürchte, wir können nicht optimistisch sein.«

»Entkommen? Was meinen Sie damit?« fragte ich.

»Sie ist heute früh geflohen. Ich weiß nicht, wie sie aus ihrem Zimmer herausgekommen ist; aber

ich habe sie beobachtet, wie sie den Außenhof überquerte, auf die Flußmauer stieg und sich offensichtlich ins Wasser fallen ließ. Ich habe sie dann nicht wiedergesehen.«

»Duare ist entkommen? Sind Sie sicher, daß sie es war?«

»Wenn Sie das schöne Mädchen meinen, das gestern mit Ihnen gekommen ist, ja. Etwa eine Stunde später muß Skor ihre Flucht bemerkt haben. Er war entsetzlich wütend, als er in den Hof gestürzt kam. Er hat sofort die Verfolgung aufgenommen und dabei seine wilden Kazars und die entsetzlichen Kreaturen mitgenommen, die normalerweise das Tor bewachen. Wahrscheinlich sind unsere Fluchttchancen im Augenblick einmalig gut.«

»Dann los!« sagte ich. »Haben Sie einen Plan?«

»Ja«, erwiederte sie. »Wir lassen uns an den Seilen zuerst auf das Schloßdach und dann in den Hof hinunter. Das Tor ist unbewacht und die Kazars sind unterwegs. Wenn wir entdeckt werden, müssen wir uns eben auf unsere Beine verlassen. Es sind nur ein paar von Skors Hausboten im Schloß und die sind nicht sehr wachsam, wenn er nicht hier ist.«

»Ich habe außerdem meine Waffen«, sagte ich.
»Skor hat sie mir gelassen. Wenn uns seine Leute aufzuhalten versuchen, bringe ich sie um!«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie können sie nicht umbringen«, flüsterte sie erschauernd.

»Wie meinen Sie das?« fragte ich. »Warum kann ich sie nicht umbringen?«

»Weil sie schon tot sind.«

Ich starrte sie verblüfft an, als mir die Bedeutung ihrer Worte zu Bewußtsein kam.

»Aber wie ist das möglich?« sagte ich schließlich.
»Ich habe doch gesehen, wie sie sich bewegten und Skors Befehlen gehorchten!«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie. »Das ist Skors entsetzliches Geheimnis. Wenn wir nicht fliehen, werden Sie ebenfalls bald so tot sein wie diese Wesen und später erleiden das andere Mädchen und ich das gleiche Schicksal. Er wird uns etwas länger am Leben lassen, weil er Versuche macht. Jeden Tag zapft er mir etwas Blut ab. Wie er mir sagte, ist er dem Geheimnis des Lebens auf der Spur und kann bereits Körperzellen künstlich am Leben erhalten. Auf diese Weise hat er den armen Wesen, die aus den Gräbern geholt wurden, künstliches Leben eingehaucht. Aber kein Blut fließt in ihren Adern und ihr Geist wird nur von Gedanken belebt, die Skor auf telepathischem Wege überträgt.

Vor allem ist er an der Erzeugung von Keimzellen interessiert, damit er eine neue Menschenrasse züchten kann, die seinen Vorstellungen entspricht. Aus diesem Grunde nimmt er mir Blut ab; aus diesem Grunde ist er auch hinter dem Mädchen her, das Sie Duare nennen. Aber wenn wir ihm schließlich nicht mehr nützen können, wird er auch uns umbringen. Dann werden wir sein wie die anderen. Eigentlich lebt Skor gar nicht hier. Wie er sagt, macht er den größten Teil seiner Versuche in Kormor, der Stadt, über die er herrscht.«

»Kormor, der Stadt, ein Jong. Ich hatte daran gezweifelt.«

»Er hat sich selbst zum König gemacht und sich seine Untergebenen selbst geschaffen.«

»Und er hat Sie nur am Leben gelassen, um Ihnen Blut abzuzapfen?«

»Ja. Er ist ein Ungeheuer!«

»Wie lange sind Sie schon hier?«

»Sehr lange. Ich lebe nur noch, weil Skor oft in Kormor gewesen ist.«

»Wir müssen so schnell wie möglich fliehen. Ich muß mich um Duare kümmern.«

Ich trat an eines der gitterlosen Fenster und blickte auf das Schloßdach hinab, das etwa sechs Meter unter uns lag. Dann knüpfte ich die Seilenden

zusammen, die einen haltbaren Strick von etwa zwölf Metern ergaben – also mehr als genug.

»Kann uns jemand von hier sehen?« fragte ich.

»Die Wesen sind nicht sehr wachsam«, erwiderte sie. »Skor hat vor allem die Diener zurückgelassen. Sie wohnen in einem Raum im ersten Stock auf der andern Seite. Wenn er nicht da ist, sitzen sie einfach nur da und tun nichts.«

»Dann los«, sagte ich. Ich machte aus einem Ende des Seils eine Schlinge und legte sie dem Mädchen um den Körper, so daß sie darin sitzen konnte, während ich sie langsam nach unten ließ.

Ohne auch nur einen Sekundenbruchteil zu zögern, kletterte sie auf das Fensterbrett und vertraute sich dem Seil an. Ich stemmte die Beine gegen die Wand und ließ sie hinab, bis das Seil in meinen Händen erschlaffte.

Dann zog ich das Bett des Mädchens vor das Fenster, führte die Leine um ein Bein des Bettgestells und ließ das Ende aus dem Fenster gleiten, so daß ich jetzt zwei Seilstränge hatte, an denen ich mich festhalten konnte; das Bett selbst war zu schwer, um von meinem Gewicht bewegt zu werden.

Ich ließ mich also hinabgleiten und stand gleich darauf neben dem wartenden Mädchen; dann zog

ich hastig die Leine ein, die uns bei unserer Flucht noch gute Dienste leisten konnte.

Hastig überquerten wir das Dach und erreichten schließlich den Rand zum Außenhof, in den wir hinabsteigen wollten. Niemand war zu sehen und ich wollte das Mädchen gerade abseilen, als uns ein lauter Schrei zusammenfahren ließ.

Hastig blickten wir uns um und sahen drei von Skors Kreaturen, die aus einem Fenster auf der anderen Seite des Innenhofes herüberschauten. Da verließen sie auch schon ihren Beobachtungsposten und wir konnten ihre lauten Schreie hören.

»Was sollen wir tun?« rief das Mädchen. »Wir sind verloren! Sie werden durch die Turmtür aufs Dach kommen und dann sind wir gefangen. Die drei sind keine Diener, sondern gehören zu Skors bewaffneter Streitmacht. Ich war der Meinung, daß sie ihn alle begleitet hätten, aber offensichtlich habe ich mich geirrt.«

Ich sagte nichts, sondern ergriff ihre Hand und begann auf das andere Ende des Schloßdaches zuzulaufen. Eine plötzliche Hoffnung belebte mich – ein Gedanke, den mir das Mädchen eingegeben hatte, als sie mir von Duares Flucht erzählte.

Wir liefen so schnell wir konnten und als wir den Rand des Daches erreichten, blickten wir auf den Fluß hinab, dessen Wogen zwei Stockwerke

unter uns die Mauern der Festung beleckten. Ich legte dem Mädchen das Seil um die Hüfte. Ohne zu fragen, ließ sie sich über die niedrige Brüstung gleiten. Ich begann sie hinabzulassen.

Entsetzliches Gebrüll wurde hinter mir laut. Ich wandte mich um und sah die drei Männer über das Dach auf mich zulaufen. Jetzt ließ ich das Seil so schnell durch die Finger laufen, daß mir die Handflächen brannten, doch ich durfte keine Zeit verlieren. Ich fürchtete, daß mich die Verfolger erreichen würden, ehe ich das Mädchen der zweifelhaften Sicherheit des dahinrauschenden Stromes anvertraut hatte.

Immer näher kamen die Schritte und das Geschrei. Ich hörte etwas auf die Wasseroberfläche klatschen und das Seil erschlaffte. Ich sah mich um. Die unheimlichen Gestalten hatten mich fast erreicht; unter ihnen erkannte ich den Mann, den ich gestern am Tor bemerkt hatte – er hatte eine entsetzliche Wunde auf der Wange. Seine Augen waren leblos und starr, doch sein Mund war zu einer unheimlichen Fratze verzogen.

Wenn ich mich nicht wieder gefangennehmen lassen wollte, gab es nur eine Alternative. Ich stieg auf die Brüstung und sprang. Ich war ein guter Schwimmer, aber ich glaube, ich habe nie einen vollkommeneren Turmsprung gemacht als an diesem Tage.

Als ich wieder an die Oberfläche gekommen war und mir das Wasser aus den Augen geschüttelt hatte, sah ich mich sofort nach dem Mädchen um, das jedoch nirgends zu sehen war. Ich wußte, daß sie in der kurzen Zeit nicht das gegenüberliegende Ufer erreicht haben konnte. Auch bot die auf dieser Seite steil aufragende Mauer, die sich über einige hundert Meter erstreckte, keinerlei Halt.

Während mich die mächtige Strömung abzutreiben begann, sah ich mich um und entdeckte das Mädchen plötzlich dicht vor mir. Einige kräftige Schwimmstöße brachten mich näher heran und ich ergriff sie, als sie gerade wieder unter Wasser sank. Sie war noch nicht bewußtlos, aber es fehlte nicht mehr viel.

Ich schaute zum Schloß zurück. Von meinen Verfolgern war nichts mehr zu sehen und ich nahm an, daß sie bald am Flußufer auftauchen würden, bereit, sich auf uns zu stürzen, wenn wir das Wasser verließen. Aber ich hatte nicht die Absicht, auf ihrer Seite an Land zu gehen.

Vorsichtig hielt ich den Kopf des Mädchens über Wasser und begann auf das gegenüberliegende Ufer zuzuhalten. Der Fluß war hier wesentlich tiefer und breiter als an der Stelle, an der wir zuerst auf ihn gestoßen waren. Welche seltsamen Wesen in seinen Tiefen leben mochten, wußte ich

nicht. Ich konnte nur hoffen, daß sie uns nicht entdecken würden.

Das Mädchen in meinen Armen verhielt sich ruhig; sie bewegte sich überhaupt nicht. Ich begann zu fürchten, daß sie vielleicht tot wäre und verdoppelte meine Anstrengungen. Währenddessen wurde die Entfernung zwischen uns und dem Schloß aufgrund der starken Strömung schnell größer.

Endlich erreichte ich das Ufer,bettete das Mädchen auf ein Büschel hellviolettes Gras und begann mit Wiederbelebungsversuchen. Fast sofort öffnete sie die Augen und blickte zu mir auf. Ein leises Lächeln glitt über ihre Lippen.

»Bei mir ist gleich wieder alles in Ordnung«, sagte sie schwach. »Ich hatte ja solche Angst.«

»Können Sie denn nicht schwimmen?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Und Sie haben sich in den Fluß werfen lassen, ohne ein Wort zu sagen?« Ihr Mut verblüffte mich.

»Es blieb uns ja nichts anderes übrig«, sagte sie einfach. »Wenn ich es Ihnen gesagt hätte, hätten Sie mich nicht in den Fluß abgesetzt und wir wären wieder in Gefangenschaft geraten. Ich begreife

einfach nicht, wie Sie überhaupt noch rechtzeitig ins Wasser gekommen sind.«

»Ich bin gesprungen«, sagte ich.

»Sie sind von da oben gesprungen? Das ist unglaublich!«

»Offensichtlich stammen Sie nicht aus einem Land, in dem es viel Wasser gibt«, sagte ich lachend.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sonst würden Sie wissen, daß ein solcher Sprung nichts Besonderes ist.«

»Mein Land liegt in den Bergen«, sagte sie, »und in seinen Strömen und Bächen kann man nicht schwimmen.«

»Und wo liegt dieses Land?« fragte ich.

»Oh, es ist sehr weit entfernt«, erwiderte sie. »Seine genaue Lage kenne ich nicht.«

»Wie sind Sie dann zu Skor gekommen?«

»Während eines Krieges in meinem Lande wurde ich zusammen mit vielen anderen gefangen genommen. Man brachte uns aus den Bergen ins Flachland. Eines Nachts bin ich zusammen mit einem jungen Soldaten geflohen, der schon lange in den Diensten meines Vaters stand. Er war mir sehr ergeben. Er versuchte, mich in mein Land zu-

rückzubringen, aber wir verloren die Orientierung. Ich weiß nicht, wie lange wir unterwegs waren; jedenfalls kamen wir schließlich an einen großen Fluß.

An seinen Ufern lebten Menschen in Booten; sie waren sehr kriegerisch und brachten meinen Begleiter um, der mich verteidigen wollte. Aber als sie mich gefangengenommen hatten, stritten sie auch untereinander, weil sie sich nicht einigen konnten, wer mich besitzen sollte. Es gelang mir, mich davonzuschleichen und mit einem kleinen Boot zu fliehen, das flussabwärts getrieben wurde.

Ich war viele Tage unterwegs und bin dabei fast verhungert, obwohl ich Früchte und Nüsse sehen konnte, die an den Ufern wuchsen. Aber das Boot hatte keine Ruder und war so schwer, daß ich es nicht an Land steuern konnte.

Schließlich lief es auf einer Sandbank auf und zufällig jagte Skor in der Nähe und sah mich. Das ist alles. Ich bin schon sehr lange hier.«

9

Als das Mädchen seine Geschichte beendet hatte, sah ich die drei Männer am gegenüberliegenden Ufer. Sie zögerten einen Augenblick und stürzten sich in die Fluten.

Ich ergriff das Mädchen bei der Hand und zog sie hoch. Flucht war unsere einzige Chance. Wenngleich ich meinen Speer zurückgelassen hatte, war ich doch noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Was konnten diese Waffen aber gegen Tote ausrichten?

Wieder blickte ich mich um und entdeckte unsere Verfolger in der Flußmitte. Es war auf den ersten Blick zu sehen, daß sie nicht schwimmen konnten. Hilflos wurden sie von der Strömung hin und her geworfen und sie schwammen abwechselnd auf dem Rücken und dann wieder auf dem Bauch. Hilflos wurden sie abgetrieben.

»Von denen haben wir nichts mehr zu befürchten«, sagte ich. »Sie werden ertrinken.«

»Sie können nicht ertrinken«, sagte das Mädchen und schauderte zusammen.

»Das habe ich vergessen«, erwiderte ich. »Aber wenigstens besteht kaum die Gefahr, daß sie unser Ufer erreichen; zumindest wird sie der Fluß ein gehöriges Stück forttragen, ehe sie das schaffen. Wir haben genug Zeit.«

»Dann sollten wir uns sofort auf den Weg machen. Ich hasse diesen Ort. Ich möchte fort.«

»Ich kann erst weiterziehen, wenn ich Duare gefunden habe. Ich muß nach ihr suchen.«

»Ja – wir müssen sie zu finden versuchen. Aber wo sollen wir nach ihr suchen?«

»Sie wird bestimmt versuchen, den großen Fluß zu erreichen und ihm zum Meer zu folgen«, erklärte ich ihr. »Auf jeden Fall wird sie erkennen, daß es sicherer ist, flußabwärts zu ziehen und dort bald in den Schutz des Waldes zu gelangen.«

»Wir müssen aber unbedingt nach den toten Männern Ausschau halten«, warnte mich das Mädchen. »Wenn sie auf dieser Seite an Land geworfen werden, begegnen wir ihnen bestimmt.«

»Ja, und deshalb werden wir zunächst auch am anderen Flußufer nach Duare suchen.«

Eine Zeitlang wanderten wir vorsichtig flußabwärts, bereit, beim geringsten Gefahrenzeichen in Deckung zu gehen. Mich beherrschte der Gedanke an Duare und die

Furcht um ihr Schicksal. Ab und zu wandte ich meine Aufmerksamkeit aber auch dem Mädchen neben mir zu; und ich konnte nicht verkennen, daß mich ihr Mut und ihre Bereitschaft, ihr eigenes Ziel zugunsten von Duare zurückzustellen, sehr beindruckten. Sie war ein wunderschönes Mädchen. Und ich wußte nicht einmal ihren Namen.

Dieser Umstand brachte mir die erstaunliche Tatsache zum Bewußtsein, daß ich sie kaum eine Stunde kannte. Die Bande der gemeinsam überstandenen Gefahr waren so stark, daß ich sie schon lange zu kennen glaubte und daß diese Stunde eine Ewigkeit zu sein schien.

»Wissen Sie eigentlich, daß wir uns noch gar nicht vorgestellt haben?« fragte ich. »Ich heiße Carson Napier.«

»Carson Napier?« wiederholte sie. »Das ist ein seltsamer Name.«

»Und wie heißen Sie?«

»Nalte voo jan kum Baltoo«, erwiederte sie, was übersetzt ‚Nalte, die Tochter des Baltoo‘ bedeutet. »Man nennt mich auch Voo Jan, aber meine Freunde rufen mich Nalte.«

»Und wie soll ich Sie nennen?« fragte ich.

Sie blickte mich überrascht an. »Wieso, Nalte natürlich!«

»Es ist mir eine Ehre, daß Sie mich zu Ihren Freunden zählen.«

»Aber sind Sie nicht der einzige und beste Freund, den ich in ganz Amtor habe?«

Ich mußte zugeben, daß sie nicht unrecht hatte. Wir waren ganz auf uns gestellt.

Vorsichtig gingen wir am Flußufer entlang, als mich Nalte plötzlich am Arm berührte, auf das gegenüberliegende Ufer zeigte und mich hinter einen Busch zog.

Uns gegenüber war ein Körper an Land gespült worden und dicht daneben lagen zwei weitere – unsere Verfolger. Sie rappelten sich langsam auf und begannen zu beraten, wobei sie wild gestikulierten. Es war ein entsetzlicher Anblick und ich spürte, daß mir ein kalter Schauder über den Rücken lief.

Was würden sie unternehmen? Würden sie die Suche fortsetzen oder in das Schloß zurückkehren? Wenn sie nicht aufgaben, mußten sie den Fluß überqueren und sie schienen inzwischen gemerkt zu haben, daß das für sie wahrscheinlich nicht zu schaffen war. Aber wenn ich sie für fähig hielt, diese Entscheidung zu fällen, dann schrieb ich ihren toten Gehirnen ja eine gewisse Vernunftbegabung

zu! Das erschien mir unglaublich und ich fragte Nalte, was sie davon hielt.

»Auch ich weiß es nicht, wie ich das erklären soll«, erwiderte sie. »Die drei unterhalten sich und sie scheinen das Für und Wider zu erwägen. Zuerst glaubte ich, daß sie nur von Skors hypnotischem Einfluß abhängen – daß sie nur seine Gedanken dachten. Aber wie wir selbst feststellen mußten, sind sie in der Lage, selbstständig zu handeln, wenn Skor nicht da ist – und das läßt diese Theorie scheitern. Skor sagt, daß sie mit Vernunft begabt sind; allerdings dürften dabei die Erfahrungen ihres Lebens vor dem Tode weniger einflußreich sein als die neuen Grundsätze, die Skor ihren toten Gehirnen eingeimpft hat. Er sagt selbst, daß die Lebewesen in seinem Schloß sehr zurückgeblieben sind, was aber nur daran liegt, daß sie in ihrem ersten Leben schon unterentwickelt waren.«

Die Toten besprachen sich noch eine Zeitlang und schlügen dann langsam die Richtung zum Schloß ein. Erleichtert sahen wir sie verschwinden.

»Jetzt müssen wir irgendwie über den Fluß«, sagte ich. »Ich möchte auf der anderen Seite suchen. Duare muß Fußspuren hinterlassen haben.«

»Es gibt flußabwärts eine Furt«, sagte das Mädchen. »Als mich Skor nach meiner Gefangenschaft zum Schloß brachte, haben wir sie benutzt.«

Seit dieser Szene mit unseren Verfolgern hatten wir noch etwa drei Kilometer zurückgelegt, als ich plötzlich schwach ein vertrautes Schnattern hörte, das von der anderen Seite des Flusses zu kommen schien.

»Hören Sie das?« fragte ich Nalte.

Sie lauschte einen Augenblick und sagte dann: »Ja, das sind Kazars. Wir müssen uns verstecken.«

Wir duckten uns hinter einen dichten Busch und warteten. Das Schnattern wurde lauter und wir wußten, daß die Kazars näherkamen.

»Glauben Sie, daß das Skors Meute ist?« fragte ich.

»Es gibt keine andere Möglichkeit«, erwiderte sie. »Skor selbst hat gesagt, daß er weit und breit die einzige Meute hat.«

»Nicht einmal wilde Kazars gibt es?«

»Nein, er sagt, daß nur auf der anderen Flußseite wilde Kazars leben. Warum hätte er lügen sollen?«

Wir warteten schweigend. Die Geräusche wurden lauter und bald wurde der neue Führer der Meute am anderen Flußufer sichtbar. Hinter ihm erschienen die anderen Kazars. Dann war auch Skor auf seinem Zorat zu sehen; seine toten Gefolgsleute umgaben ihn wie eine Leibwache.

»Er hat Duare nicht bei sich«, flüsterte Nalte.
»Skor hat sie nicht wieder einfangen können.«

Wir beobachteten Skor und seine Gruppe, bis nichts mehr zu sehen war. Seufzend gab ich mich der Hoffnung hin, daß ich den Jong von Morov zum letztenmal gesehen hatte.

Während mich einerseits das Wissen erleichterte, daß Duare nicht wieder in Gefangenschaft geraten war, beunruhigte mich ihr Schicksal andererseits doch sehr. Sie war allein und schutzlos in einem wilden Land, in dem zahlreiche Gefahren lauerten und ich hatte nicht die geringste Ahnung, wo ich nach ihr suchen sollte.

Wir hatten unsere Wanderschaft fortgesetzt und jetzt zeigte Nalte auf eine Linie von Strudeln, die sich über den Fluß zog.

»Da ist die Furt«, sagte sie. »Aber es ist sinnlos, auf der anderen Seite nach Duares Spuren zu suchen. Wenn sie dort drüben gewesen wäre, hätten sie die Kazars längst aufgestöbert. Die Tatsache, daß sie sie nicht gefunden haben, ist ein ziemlich schlüssiger Hinweis darauf, daß sie nie dort drüben gewesen ist.«

Dessen war ich mir nicht so sicher. Ich hatte auch keine Ahnung, ob Duare schwimmen konnte oder nicht; wahrscheinlich konnte sie es nicht, denn sie war immerhin in einer Baumstadt aufgewachsen.

»Vielleicht ist sie umgebracht worden«, sagte ich. Der Gedanke entsetzte mich.

»Nein«, erwiderte Nalte. »Das hätte Skor verhindert, denn er wollte sie haben.«

»Aber vielleicht ist sie einer anderen Gefahr zum Opfer gefallen, so daß Skor nur noch ihre Leiche gefunden hat.«

»Dann hätte Skor sie mitgenommen und ihr künstliches Leben eingehaucht«, wandte Nalte ein.

Ich war noch nicht überzeugt. »Wie nehmen die Kazars eine Spur auf?« fragte ich. »Richten sie sich nach dem Geruch?«

Nalte schüttelte den Kopf. »Ihr Geruchssinn ist nur schwach ausgebildet. Dafür können sie um so besser sehen. Sie verlassen sich völlig auf ihre Augen.«

»Dann ist es also möglich, daß sie Duares Spur gekreuzt haben, ohne sie aufzunehmen.«

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich«, erwiderte Nalte. »Es ist eher anzunehmen, daß sie von irgendeinem Raubtier angefallen oder gefressen wurde, ehe Skor sie finden konnte.«

Diese Erklärung war mir zwar auch schon durch den Kopf gegangen, aber ich wollte nicht daran denken. »Wir können auf jeden Fall mal zum

anderen Ufer hinüberwaten«, sagte ich. »Wenn wir dem großen Strom folgen wollen, müssen wir ohnehin irgendwann auf die andere Seite und vielleicht ist das die letzte gangbare Furt. Weiter unten wird der Fluß immer breiter und tiefer.«

Die Furt war leicht zu finden und wir hatten keine Schwierigkeiten mit ihr. Allerdings mußten wir den Blick gesenkt halten, um nicht doch noch plötzlich abzугleiten und von der Strömung davongetragen zu werden.

So wurden wir auf die Gefahr erst aufmerksam, als es schon fast zu spät war. Ich ging einige Schritte vor Nalte, als ich zufällig aufblickte und so plötzlich stehenblieb, daß das Mädchen fast das Gleichgewicht verlor. Auch sie blickte zum Ufer und ein kleiner, erschreckter Ausruf kam über ihre Lippen.

»Was ist denn das?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. »Wissen Sie es nicht?«

»Nein. Ich habe solche Wesen noch nie gesehen.«

Am Ufer wartete ein halbes Dutzend menschenähnlicher Geschöpfe auf uns. Die Gruppe vergrößerte sich schnell; andere kamen aus dem Wald oder kletterten von den Bäumen. Sie waren etwa einen Meter groß und völlig mit

Haar bedeckt. Auf den ersten Blick hielt ich sie für Affen, wenngleich sie dem Menschen sehr ähnlich waren, doch als sie merkten, daß wir sie gesehen hatten, begann eines der Wesen zu sprechen, was meine Theorie natürlich in tausend Stücke springen ließ.

»Ich bin Ul«, sagte der Sprecher. »Verlaßt das Land von Ul. Ich bin Ul. Ich töte.«

»Wir wollen euch nichts tun«, erwiderte ich. »Wir möchten nur euer Land durchqueren.«

»Verschwindet!« knurrte Ul und entblößte scharfe Schneidezähne.

Inzwischen waren etwa fünfzig kleine Gestalten am Ufer zusammengekommen und knurrten uns drohend an. Sie trugen keine Kleidung, hatten keine Schmuckstücke angelegt und trugen auch keine Waffen, aber ihre scharfen Zähne und die starken Schulter- und Armmuskeln deuteten daraufhin, daß sie sehr wohl in der Lage waren, Uls Drohung wahr zu machen.

»Was wollen wir tun?« fragte Nalte. »Sie werden uns in Stücke reißen, wenn wir das Wasser verlassen.«

»Vielleicht können wir sie überreden«, sagte ich, mußte aber schon nach fünf Minuten die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen einsehen.

Uls einzige Antwort auf meine Argumente war:
»Verschwindet. Ich töte! Ich töte!«

Ich kehrte nur sehr widerwillig um, denn ich wußte, daß wir den Fluß irgendwann doch überqueren mußten und wahrscheinlich keine so günstige Furt mehr finden würden.

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, nach Spuren von Duare zu suchen, während wir weiter flußabwärts wanderten. Aber ich fand nichts; es war entmutigend. Ich hatte das Gefühl, als würde ich sie nie wiedersehen. Nalte versuchte mich zu trösten, aber da sie Duare ebenfalls tot glaubte, gelang ihr das nicht besonders.

Am späten Nachmittag erlegte ich ein kleines Tier. Da wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, waren wir sehr hungrig, entzündeten ein Feuer und brieten uns die zarten Fleischstücke.

Nach dem Essen errichtete ich eine Plattform zwischen den Ästen eines Baumes und sammelte große Blätter, die uns als Polster und Decke dienen sollten. Als die Nacht hereinbrach, zogen wir uns in unseren luftigen Unterschlupf zurück.

Eine Zeitlang schwiegen wir gedankenverloren. Ich verfluchte den Tag, an dem ich auf den Gedanken gekommen war, das Schiff zu bauen, das mich von der Erde zur Venus gebracht hatte. Im gleichen Augenblick wollte ich aber mein Abenteuer um

nichts auf der Welt missen, weil es mich mit Duare zusammengebracht hatte.

Schließlich brach Nalte das Schweigen. Es war, als hätte sie meine Gedanken gelesen, denn sie fragte: »Sie haben Duare sehr geliebt?«

»Ja«, erwiederte ich.

Nalte seufzte. »Es muß traurig sein, wenn man seine Geliebte verliert.«

»Sie war nicht meine Geliebte.«

»Nicht Ihre Geliebte?« fragte Nalte überrascht. »Aber Sie haben sie doch geliebt?«

»Duare hat mich nicht geliebt«, erwiederte ich. »Jedenfalls hat sie das gesagt. Sie war die Tochter eines Jong und durfte sich erst verlieben, wenn sie zwanzig war.«

Nalte lachte. »Die Liebe kümmert sich nicht um solche Regeln«, sagte sie.

»Aber selbst wenn mich Duare geliebt hätte, was nicht der Fall war, hätte sie es mir nicht sagen können – eben weil sie eine Königstochter und noch so jung war. Ich verstehe das alles nicht, aber ich komme ja auch aus einer anderen Welt.«

»Ich bin neunzehn«, sagte Nalte, »und bin ebenfalls die Tochter eines Jong, aber wenn ich einen Mann liebte, würde ich das sagen.«

»Vielleicht herrschen in Ihrem Land andere Sitten als in Duares Heimat«, sagte ich.

»Dann müssen sie schon sehr verschieden sein«, sagte Nalte, »denn in meinem Land darf ein Mann mit einem Mädchen erst über Liebe sprechen, wenn sie ihm ihre Zuneigung gestanden hat; und die Tochter des Jong erwählt sich ihren Partner, wie und wann es ihr gefällt.«

»Dieser Brauch mag seine Vorteile haben«, sagte ich, »aber wenn ich in ein Mädchen verliebt wäre, würde ich es ihr gern selbst sagen.«

»Oh, die Männer finden schon Mittel und Wege, ein Mädchen ohne Worte wissen zu lassen, was sie für sie empfinden. Ich wüßte sofort, wenn mich jemand liebt, aber wenn ich sehr in ihn verliebt wäre, würde ich nicht warten.«

»Und was ist, wenn er Sie nicht liebt?« fragte ich.

Selbstbewußt hob sie den Kopf. »Dann würde ich ihn dazu bringen, daß er mich liebt.«

Ich machte mir klar, daß es sehr schwer sein würde, sich in Nalte nicht zu verlieben. Sie war schlank und hatte eine olivfarbene Haut und herrlich schwarzes Haar. Ihre Augen waren wachsam. Ihr knabenhafter Körper hatte eine Würde, die ihre Abkunft verriet. Ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich hier die Tochter eines Jong vor mir hatte.

Ich schien auf der Venus nur mit Königstöchtern zu tun zu haben.

»Wie viele haben Sie kennengelernt?« fragte sie, als ich ihr davon erzählte.

»Zwei«, erwiederte ich. »Sie und Duare.«

»Das sind nicht besonders viele, wenn man die große Zahl der Könige berücksichtigt, die es in Amtor gibt... Und dann erst die Zahl ihrer Töchter! Mein Vater hat allein sieben.«

»Sind sie alle so nett wie Sie?« fragte ich.

»Halten Sie mich für nett?«

»Das wissen Sie selbst am besten.«

»Aber ich höre es gern, wenn es mir jemand sagt. Es gefällt mir besonders, wenn Sie es sagen«, fügte sie leise hinzu.

Das Brüllen eines Raubtiers klang aus dem Wald zu uns herauf, gefolgt von dem Todesschrei eines anderen Lebewesens; dann kam die Stille der Nacht, die nur von dem Plätschern des Flusses unterbrochen wurde.

Ich dachte noch über eine taktvolle Antwort auf Naltes letzte Bemerkung nach, als mich der Schlaf übermannte.

*

Jemand rüttelte mich an der Schulter. Ich öffnete die Augen und sah Nalte über mich gebeugt. »Wollen Sie denn den ganzen Tag schlafen?« fragte sie.

Es war ein heller Tag. Ich setzte mich auf und sah mich um. »Wir haben wieder eine Nacht überlebt«, sagte ich.

Ich sammelte Früchte und wir brieten das übriggebliebene Fleisch vom Abendessen. Nach einem herrlichen Frühstück nahmen wir unsere Suche wieder auf. Unsere Suche – wonach?

»Wenn wir heute Duare nicht finden«, sagte ich, »werde ich mich damit abfinden müssen, daß sie mir verloren ist.«

»Und was ist dann?« fragte Nalte.

»Sie möchten gern in Ihre Heimat zurück?«

»Natürlich.«

»Dann werden wir uns am großen Strom flußaufwärts wenden und Ihr Land suchen.«

»Wir werden es nie erreichen«, sagte Nalte.
»Aber...«

»Aber was?« fragte ich.

»Ich dachte daran, daß uns allein schon der Versuch, Andoo zu finden, glücklich machen könnte«, sagte sie.

»Andoo?«

»Das ist mein Land«, erklärte sie, »Die Berge Andoos sind wunderschön.«

Sehnsucht schwang in ihrer Stimme und ihre Augen betrachteten eine Szene, die mir verborgen blieb. Plötzlich machte ich mir klar, wie mutig dieses Mädchen gewesen war, wie unbekümmert sie die Mühen und Gefahren unserer Flucht auf sich genommen hatte, ohne an die Hoffnungslosigkeit ihrer eigenen Situation zu denken. Sanft berührte ich ihre Hand.

»Wir werden uns Mühe geben, Sie in die schönen Berge von Andoo zurückzubringen«, versicherte ich ihr.

Nalte schüttelte den Kopf. »Ich werde sie niemals wiedersehen, Carson. Selbst wenn wir in Begleitung von tausend mutigen Kriegern wären, wir würden die Gefahren, die zwischen hier und Andoo liegen, nicht überleben – tausend Kobs eines wilden und feindlichen Landes.«

»Tausend Kobs ist eine große Entfernung«, sagte ich. »Die Sache erscheint fast hoffnungslos, aber wir geben nicht auf.«

Die Amtorier teilen den Kreislauf in tausend Hita – oder Grad – ein, und ein Kob ist der zehnte Teil eines Längengrades am Äquator. Es ist somit

etwa vier Kilometer lang, so daß tausend Kobs viertausend Kilometer wären.

Eine kleine Rechnung überzeugte mich davon, daß Nalte nicht viertausend Kilometer den Fluß hinabgetrieben sein konnte, ohne etwas zu essen und ich fragte sie, ob ihr die genannte Entfernung wahrscheinlich vorkäme.

»Nein«, erwiderte sie. »Aber auf jeden Fall kommt es mir vor, als wäre Amtor weit, weit entfernt... Wir sind lange gewandert, ehe wir den Fluß erreichten und dann ist das Boot so lange dahingetrieben, daß ich jedes Zeitgefühl verlor.«

Wie dem auch sein mochte – wenn wir Duare wiederfanden, stand ich einem Problem gegenüber. Auf der Suche nach ihrer Heimat mußte das eine Mädchen flußabwärts ziehen, während sich das andere in die entgegengesetzte Richtung wenden würde! Und nur eine von beiden hatte eine ungefähre Vorstellung davon, wo ihr Land lag!

10

Am Nachmittag des zweiten Tages erreichten wir den großen Fluß, den Duare und ich von der Anhöhe gesehen hatten, den Fluß, auf dem Nalte davongetragen worden war.

Es war ein gewaltiger Fluß, der sich durchaus mit dem Mississippi vergleichen ließ. Gemächlich wälzte er sich zwischen leuchtend weißen Kalksteinklippen dahin. Er schwang sich in gewaltigem Bogen herum und soweit ich ihn überschauen konnte, regte sich nichts – weder auf dem Wasser noch an den Ufern. Nalte und ich schienen völlig allein zu sein. Die Größe dieses Stromes war ehrfurchtgebietend und ich kam mir äußerst unbedeutend vor.

Mir fehlten die Worte, um meine Gedanken auszusprechen und ich war froh, daß auch Nalte vor der Majestät dieses Anblicks verstummt war. Dann seufzte sie auf und ich dachte wieder an die vor uns liegende Aufgabe.

»Nun«, sagte ich. »Wir müssen da hinüber.« Und ich deutete auf den Fluß, dem wir in den letzten Tagen gefolgt waren.

»Ich bin froh, daß wir nicht den großen Strom überqueren müssen.«

»Der andere wird uns schon genügend Schwierigkeiten machen«, sagte ich.

Er wälzte sich zu unserer Linken dahin und machte, ehe er in den großen Strom mündete, eine plötzliche Biegung. Unter uns hatte sich ein Strudel gebildet, der mit der Zeit eine Menge Schwemmgut an unser Ufer getragen hatte – Blätter, Äste aller Größen und sogar einige größere Baumstämme.

»Wie sollen wir das schaffen?« fragte Nalte. »Es gibt keine Furt und das Flußbett ist zu breit und zu tief, selbst wenn ich gut schwimmen könnte.« Bei diesem Gedanken blickte sie plötzlich auf. »Ich bin Ihnen eine Last«, sagte sie. »Wenn Sie allein wären, kämen sie mühelos hinüber. Kümmern Sie sich nicht um mich. Ich werde auf dieser Seite bleiben und mich nach Andoo durchschlagen.«

Ich blickte sie an und lächelte. »Sie glauben oder hoffen doch bestimmt nicht, daß ich so etwas tue.«

»Es wäre auf jeden Fall das Vernünftigste.«

»Vernünftig ist es, aus den Stämmen dort unten ein Floß zu bauen und sich über den Fluß tragen zu lassen.« Und ich deutete auf das Strandgut am Ufer.

»Ja, das könnten wir tun, nicht wahr?« rief sie aufgeregt.

Sie war sehr eifrig bei der Sache und half mir, die geeigneten Stämme an Land zu ziehen. Dann galt es die verschiedenen Teile so fest zusammenzubinden, daß der Fluß unser Werk nicht zerschmettern konnte, ehe wir das gegenüberliegende Ufer erreicht hatten.

Wir verwendeten geeignete Lianenstränge und obwohl wir schnell arbeiteten, war es fast dunkel, als wir unsere Fähre vollendet hatten.

Ich betrachtete das Ergebnis unserer Arbeit, während Nalte zweifelnd über den Fluß blickte.

»Legen wir gleich ab oder warten wir bis morgen früh?« fragte sie.

»Es ist schon fast dunkel«, erwiderte ich. »Ich glaube, wir sollten warten.«

Das ermunterte sie sichtlich und sie atmete erleichtert auf. »Dann sollten wir an das Abendessen denken«, sagte sie.

Diesmal gab es nur Früchte und Wurzeln, die uns jedoch sättigten. Wieder baute ich uns eine Schlafstatt in den Ästen eines Baumes und hoffte inständig, daß sich kein hungriges Klettertier um uns kümmern würde.

*

Jeder Morgen, den ich auf der Venus erlebte, brachte mir von neuem die überraschende Erkenntnis, daß ich noch lebte und dieser erste Morgen am Ufer des großen Flusses bildete keine Ausnahme.

Gleich nach dem Frühstück gingen wir zu unserem Floß und brachten es nach einigen Schwierigkeiten auf den Weg. Ich hatte es mit mehreren langen Stangen und Rudern ausgestattet, die sich jedoch von Anfang an als völlig unzureichend erwiesen. Ich mußte mich fast ausschließlich auf den großen Strudel verlassen, der uns bis dicht an das andere Ufer tragen würde, wo wir hoffentlich mit Hilfe der Stakstangen freikommen und das rettende Land erreichen würden.

Unser klobiges Schiff schwamm besser, als ich erwartet hatte, da das Holz offenbar leicht war und nicht sehr tief einsank. Wir blieben verhältnismäßig trocken.

Kaum hatten wir uns abgestoßen, als uns auch schon der Strudel ergriff und uns flußaufwärts zu schieben begann, wobei wir gleichzeitig zur Flußmitte getragen wurden. Vor allen Dingen mußte ich verhindern, daß wir in den Sog gerieten; und unter verzweifeltem Einsatz unserer Stangen hielten wir uns auch am Rande des Kreisels, bis der Fluß so tief wurde, daß wir keinen Grund mehr fanden; dann nahmen wir die kürzeren Äste und

begannen wie wild zu paddeln. Es war eine grausame Arbeit, aber Nalte ließ keinen Augenblick nach.

Endlich näherten wir uns dem linken Ufer, doch zu meinem Entsetzen mußte ich feststellen, daß es noch zu tief war für die Stangen; außerdem war die Strömung auf dieser Seite viel stärker, so daß auch unsere Paddel fast nutzlos waren.

Erbarmungslos hielt uns der Fluß gefangen und zog uns auf den Strudel zu. Wir paddelten verzweifelt und konnten uns tatsächlich von dem gefährlichen Zentrum fernhalten; dabei ließ es sich aber nicht verhindern, daß wir uns wieder vom linken Ufer entfernten.

Gleich darauf befanden wir uns wieder in der Mitte des Flusses. Unser Schicksal hing an einem seidenen Faden. Obwohl wir schon ziemlich erschöpft waren, wagten wir unsere Bemühungen keinen Augenblick zu unterbrechen. Mit letzter Anstrengung entrissen wir das Floß der Gewalt des Strudels und wurden schon von der Strömung des großen Flusses erfaßt, die uns erbarmungslos dahintreiben ließ. Unser Fahrzeug wurde wie ein Spielzeug herumgewirbelt und war nicht mehr zu steuern.

Ich legte das unnütze Ruder zur Seite. »Wir haben getan, was wir konnten, Nalte«, sagte ich, »aber es hat nicht gereicht. Jetzt können wir nur hoffen, daß das Ding zusammenhält, bis wir irgendwo ans Ufer treiben.«

»Und ich hoffe, daß das bald geschieht, denn sonst ist es zu spät.«

»Warum?« fragte ich.

»Als mich Skor auflas, sagte er, daß ich Glück gehabt hätte, weil der Fluß weiter unten über große Fälle stürzt.«

Ich betrachtete die niedrigen Klippen, die den Fluß auf beiden Seiten säumten. »Hier können wir jedenfalls nicht landen«, sagte ich.

»Vielleicht haben wir weiter unten mehr Glück«, sagte Nalte.

Von der Strömung mitgerissen, trieben wir mit großer Geschwindigkeit dahin. Dabei hielt sich das Floß nicht nur in der Mitte des Flusses. Hin und wieder entdeckten wir kleine Buchten, in denen wir hätten landen können, aber wir sahen sie viel zu spät, um sie noch anzusteuern. Jedesmal wenn wir uns einer Biegung näherten, hielten wir erwartungsvoll Ausschau nach einer geeigneten Landestelle, wurden jedoch immer wieder enttäuscht. Dann endlich kamen zwei Städte in Sicht, die sich auf den beiden Flußufern gegenüberlagen. Schon aus dieser Entfernung wirkte die Stadt am linken Ufer grau und düster; die andere dagegen leuchtete sauber und bunt, ihre Häuser bestanden aus weißem Kalkstein und hatten bunte Dächer und Türme.

Nalte deutete auf die düstere Stadt. »Das muß Kormor sein«, sagte sie.

»Und die andere?«

Sie schüttelte den Kopf. »Skor hat nie von einer anderen Stadt gesprochen.«

»Vielleicht handelt es sich um eine große Stadt, die nur auf beiden Seiten des Flusses liegt.«

»Das glaube ich nicht. Skor hat mir erzählt, daß die Menschen, die in der Nähe von Kormor lebten, seine Feinde wären, aber von einer Stadt hat er nichts gesagt. Ich hatte angenommen, daß er irgendeinen Stamm von Wilden meint. Nun finden wir hier diese wunderbare Stadt... sie ist viel größer und schöner als Kormor.«

Natürlich konnten wir die beiden Städte nicht völlig überschauen, aber als wir langsam näherkamen, wurde es offensichtlich, daß sich die Stadt zu unserer Rechten mehrere Kilometer weit am Flußufer erstreckte, während Kormor vergleichsweise klein wirkte. Soweit wir feststellen konnten, waren beide Städte von Mauern eingeschlossen. Kormor hatte ein kurzes Kai vor einem Tor in der Mitte der Mauer, während sich das Kai der anderen Stadt in der Ferne verlor.

Eine Zeitlang hatte sich unser Floß in der Nähe des rechten Ufers gehalten und trieb jetzt dichter an Kormor heran. Auf dem Kai und auf der Mauer

der weißen Stadt waren Menschen zu sehen, die über uns zu diskutieren schienen. Als wir uns jetzt dem Kai von Kormor näherten, legte ein kleines Boot ab und kam uns in der Flussmitte entgegen. Zwei Männer ruderten, während ein dritter am Bug stand und zu uns herüberblickte. Offensichtlich wollte man uns aufhalten.

»Das sind Skors Leute«, sagte Nalte.

»Was wollen sie von uns?« fragte ich.

»Uns fangen natürlich. Aber das soll ihnen niemals gelingen.« Mit diesen Worten trat sie an den Rand des Floßes.

»Was soll das?« fragte ich.

»Ich will in den Fluss springen.«

»Aber Sie können doch gar nicht schwimmen! Sie werden ertrinken!«

»Das ist auch meine Absicht. Ich werde es nicht zulassen, daß mich Skor wieder gefangennimmt.«

»Warten Sie, Nalte«, sagte ich. »Sie haben uns noch nicht. Vielleicht schaffen sie es auch nicht.«

»O doch«, erwiderte sie hoffnungslos.

»Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Nalte. Versprechen Sie mir, daß Sie warten? Sie können Ihren Plan auch noch in der letzten Sekunde ausführen.«

»Gut«, erwiderte sie. »Aber wenn es nicht anders geht, sollten Sie meinem Beispiel folgen. Es ist besser, tot zu sein, als wieder in die Hände Skors zu fallen.«

Das Boot kam näher und ich rief die Fremden an: »Was wollt ihr von uns?«

»Ihr müßt mit uns an Land kommen«, sagte der Mann am Bug.

Ich konnte ihn jetzt gut erkennen. Nachdem ich ihn zuerst für einen von Skors Untoten gehalten hatte, stellte ich jetzt fest, daß seine Wangen gerötet waren und er zu den Lebenden gezählt werden mußte.

»Wir kommen nicht mit«, sagte ich. »Laßt uns in Ruhe.«

»Ihr kommt mit an Land«, sagte der Mann bestimmt. Das Boot kam langsam näher.

»Wegbleiben, oder ich bringe euch um!« brüllte ich und legte einen Pfeil auf die Sehne meines Bogens.

Der Mann lachte – ein hohles und grausames Lachen. Im gleichen Augenblick sah ich seine Augen und ein kalter Schauder rann mir über den Rücken. Ich sah in die kalten Augen eines Toten!

Ohne zu zögern schoß ich einen Pfeil ab, der das Wesen in die Brust traf. Doch es lachte nur und ließ das Geschoß stecken.

»Wissen Sie nicht«, sagte Nalte, »daß Sie einen Toten nicht umbringen können?« Sie trat an das andere Ende des Floßes. »Leben Sie wohl, Carson«, sagte sie leise. »Die letzte Sekunde ist angebrochen.«

»Nein, nein, Nalte!« rief ich. »Warten Sie!«

Wieder wandte ich mich dem Boot zu, dessen Bug nur noch wenige Zentimeter entfernt war. Ehe der andere meine Absicht erraten konnte, hatte ich ihn schon angesprungen. Er schlug nach mir und seine toten Finger versuchten sich mir um den Hals zu legen, doch mein Angriff kam so schnell und unerwartet, daß ich ihn aus dem Gleichgewicht brachte und im gleichen Augenblick noch über Bord drückte.

Die beiden anderen Wesen saßen beim Rudern mit dem Rücken zum Bug und reagierten daher zu spät. Als ihr Anführer über Bord ging, erhob sich der Ruderer, der mir am nächsten saß und ging zum Angriff über. Auch seine Haut hatte die täuschende Frische des Lebens, aber seine toten Augen ließen sich nicht verändern.

Mit einem unartikulierten Schrei stürzte er sich auf mich. Ich begegnete seinem Angriff mit einem

heftigen Kinnhaken, der einen lebendigen Mann auf die Bretter geschickt hätte; hier genügte der Schlag, das Wesen über Bord zu fegen.

Ein hastiger Blick auf die beiden Gestalten im Wasser bestätigte mir, daß meine Annahme richtig gewesen war; sie konnten nicht schwimmen und wurden von der Strömung davongetragen.

Jetzt wandte ich mich meinem dritten Gegner zu und versuchte, einen Kopfschlag anzubringen, der, wenn er nicht danebengegangen wäre, dem Wesen ebenfalls zu einem Bad verholfen hätte. Unsere Bewegungen ließen das Boot gefährlich schwanken und brachten mich aus dem Gleichgewicht und ehe ich mich wieder fangen konnte, hatte mich das Wesen umklammert.

Es war sehr stark, kämpfte jedoch ohne rechtes Feuer. Da ich es nicht töten konnte, mußte ich versuchen, seinem tödlichen Griff zu entkommen und auf eine Gelegenheit warten, die sich vielleicht niemals ergeben würde.

Unter Aufbietung sämtlicher Kräfte gelang es mir schließlich, das Wesen zurückzustoßen, doch es ging sofort wieder auf mich los. Dabei kämpfte es völlig geräuschlos und seine frostigen Augen blieben ohne Ausdruck. Nur die Lippen hatte es zu einer wütenden Grimasse verzogen. Dieser entsetzliche Anblick und die Berührung der kalten Finger ließen mich erschaudern; hinzu kam der

seltsame Geruch, der von seinem Körper aufstieg
– der Geruch des Todes.

Da das Wesen jetzt mit gesenktem Kopf und ausgestreckten Armen auf mich losging, sprang ich zur Seite und nahm es mit dem rechten Arm in den Schwitzkasten. Sein Nacken drückte gegen meine Achselhöhle, als ich mit der linken Hand mein rechtes Handgelenk packte, meinen Griff verstärkte und mich mit einem Ruck aufrichtete. Das Wesen verlor den Halt und mit einer heftigen Bewegung, die das Boot fast zum Kentern brachte, schwang ich meinen Gegner herum und ließ ihn über Bord fallen. Der Kampf war zu Ende.

Das Floß, von dem Nalte mit weitaufgerissenen Augen herüberstarrte, trieb nur wenige Meter entfernt. Ich brachte das Boot mit ein paar Ruderschlägen längsseits und half Nalte herüber. Dabei stellte ich fest, daß sie zitterte.

»Haben Sie etwa Angst?« fragte ich.

»Ich hatte Angst – um Sie. Ich kann kaum glauben, was ich gesehen habe!«

»Glück gehabt. Außerdem habe ich die Burschen überrascht. Sie hatten nicht mit einem Angriff gerechnet.«

»Wie schnell so etwas geht«, sinnierte Nalte. »Eben noch wollte ich mich verzweifelt ins Wasser stürzen und jetzt ist alles ganz anders. Die Gefahr

ist gebannt und statt eines klapprigen Floßes haben wir ein bequemes Boot.«

»Was wieder einmal beweist, daß man die Hoffnung nie vorzeitig aufgeben soll.«

»Das wird mir auch nicht wieder passieren – wenn Sie bei mir sind.«

Ich hatte unterdessen Kormor im Auge behalten, weil ich insgeheim damit rechnete, daß man ein zweites Boot losschicken würde, um uns zu verfolgen. Aber es war nichts zu sehen.

Die Fischer und Wächter am anderen Ufer des Flusses hatten ihre Arbeit unterbrochen und beobachteten uns.

»Sollen wir hinüberrudern und fragen, ob sie uns aufnehmen?« fragte ich.

»Ich habe Angst«, erwiderte Nalte. »Wir haben ein Sprichwort in Andoo: Je weiter Fremde voneinander entfernt sind, desto bessere Freunde sind sie.«

»Sie meinen, daß man uns etwas antun würde?« fragte ich. Nalte zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht, aber es besteht die Gefahr, daß man Sie umbringen und mich behalten wird.«

»Dieses Risiko wollen wir nicht eingehen, aber ich würde gern eine Zeitlang in dieser Gegend bleiben und nach Duare suchen.«

»Am linken Ufer können wir erst landen, wenn wir von Kormor nicht mehr zu sehen sind, das ist klar.«

»Und wenn wir in Sichtweite der anderen Stadt an Land gehen, wird man uns ebenfalls aufgreifen, wenn Ihre Befürchtungen zutreffen.«

»Lassen wir uns weitertreiben, bis wir in sicherer Entfernung von beiden Städten sind«, schlug das Mädchen vor. »Dann können wir bis zum Einbruch der Dunkelheit warten und uns an Kormor heranschleichen – denn dort werden Sie nach Duare suchen müssen, nirgendwo sonst.«

Also setzten wir unsere Flußreise fort. Kormor hatten wir bald hinter uns gelassen, während sich die andere Stadt noch einige Kilometer hinzog. Das Kai und die leuchtend weiße Mauer, die sie zum Wasser hin abschirmte, waren etwa acht Kilometer lang, gelegentlich von einem Tor unterbrochen.

Kaum war sie zu Ende, als der Fluß auch schon einen Bogen nach rechts machte und die Städte durch die hohen Klippen unseren Blicken entzogen wurden. Gleichzeitig begann sich die Landschaft zu verändern. Die Kalksteinklippen machten niedrigen Ufern Platz und der Fluß wurde breiter. Weiter unten konnte ich allerdings eine neue Enge erkennen, die von zwei besonders hohen Klippen gesäumt war.

Ein Verdacht begann in mir aufzusteigen, als ich ein leises Geräusch vernahm, das langsam lauter wurde; ein leises Murmeln, das bald zu einem entfernten Grollen anwuchs.

»Das können nur die Fälle sein, von denen mir Skor erzählt hat«, sagte Nalte.

»Das heißtt, wir müssen so schnell wie möglich an Land, solange es noch geht.«

Die Strömung hatte uns gerade in die Nähe des rechten Ufers getragen und vor uns erblickte ich die Mündung eines kleinen Flusses, der sich in den großen Strom ergoß und auf dieser Seite seines Bettes luden vereinzelt stehende Bäume zum Rasten ein. Ein idealer Landeplatz!

Da die Strömung hier nicht sehr stark war, gelang es mir mühelos, unser Boot in die Mündung zu lenken. Leider war es hier nicht sehr tief und ich schlepppte das Boot so weit ans Ufer, daß ich es am Ast eines Baumes festbinden konnte, wo es den Blicken etwaiger Verfolger entzogen war.

»Jetzt«, sagte ich, »brauchen wir zunächst etwas zu essen. Dringend!«

»Das interessiert mich immer«, sagte Nalte lachend. »Wo jagen wir? Im Wald auf der anderen Seite des Baches könnte es Wild geben.«

Bei diesen Worten blickte sie über den kleinen Wasserlauf, während ich ihm gerade den Rücken kehrte. Plötzlich veränderte sich ihr Gesichtsausdruck und mit einem leisen Aufschrei ergriff sie meinen Arm. »Schauen Sie, Carson! Was ist das?«

11

Als ich mich umwandte, glaubte ich am gegenüberliegenden Ufer eine Bewegung zu sehen.

»Was war das, Nalte?« fragte ich.

»Ich muß mich geirrt haben«, flüsterte sie erregt.
»Es kann doch unmöglich solche Wesen geben...«

»Was haben Sie denn gesehen?«

»Da ist wieder eins – dort! Sehen Sie doch!«

Und dann sah ich es. Das Wesen trat hinter einem Baumstamm hervor und beäugte uns. Es war ein Mensch, der wie ein Tier auf allen vieren lief. Er hatte sehr kurze Hinterbeine und menschenähnliche Hände, eine flache Nase und einen breiten Mund. Seine mächtigen Kiefer waren mit kräftigen Zähnen bewehrt. Seine Augen standen dicht zusammen und funkelten wild. Abgesehen von Kopf und Rücken war das Wesen völlig haarlos; seine weiße Haut leuchtete. Jetzt wurden andere Artgenossen neben ihm sichtbar.

»Sie kennen diese Wesen nicht?« fragte ich Nalte.

»Wir haben in Andoo von ihnen gehört, aber niemand hat geglaubt, daß es sie wirklich gibt. Sie werden Zangans – Tiermenschen – genannt. Wenn die Geschichten wahr sind, die über sie erzählt werden, haben wir es mit außerordentlich gefährlichen Wesen zu tun. Sie jagen immer als Meute und fressen Menschen und Tiere.«

»Dann sollten wir wohl woanders jagen«, sagte ich und versuchte meine Stimme fröhlich klingen zu lassen.

»Rudern wir weiter«, schlug Nalte vor.

Wir waren bereits ein Stück landeinwärts gegangen und als wir uns jetzt umwandten, sahen wir, wie sich mehrere Zangans ins Wasser stürzten und sich dem Boot näherten. Sie mußten es auf jeden Fall vor uns erreichen, so daß uns dieser Fluchtweg verschlossen blieb.

»Zu spät!« rief Nalte.

»Ziehen wir uns langsam auf die kleine Erhebung dort zurück«, sagte ich. »Vielleicht kann ich sie uns vom Leibe halten.«

Langsam setzten wir uns rückwärts in Bewegung, während wir die Zangans im Auge behielten, die auf uns zuschwammen. Als sie das Wasser verlassen hatten, schüttelten sie sich wie Hunde und schlichen dann vorsichtig auf

uns zu. Sie erinnerten mich an Tiger – an Tiger in Menschengestalt.

Ich rechnete jeden Augenblick mit dem Angriff und wußte, daß unsere Sorgen dann vorüber waren. Gegen diese wilde Meute hatten war keine Chance.

Es waren etwa zwanzig, vorwiegend Männchen. Sie folgten uns vorsichtig, als ob sie Angst vor uns hätten, aber dabei kamen sie uns ständig näher.

Als wir den kleinen Hügel erreichten, der unser Ziel war, betrug die Entfernung noch etwa fünfzig Meter. Als wir uns dem Hang zuwandten, trat ein großes Männchen vor und knurrte leise, als wäre ihm eben erst zu Bewußtsein gekommen, daß wir vielleicht fliehen wollten und er etwas dagegen unternehmen müßte.

Ich blieb stehen und wandte mich ihm zu; gleichzeitig hob ich meinen schußbereiten Bogen. Der Pfeil traf das Wesen in die Brust. Es erstarrte, brüllte laut auf und zog an dem gefiederten Schaft, der ihm aus dem Körper ragte; dann versuchte es uns anzugreifen. Doch es taumelte nur und sank zu Boden. Einen Augenblick bewegte es sich noch, dann war alles vorbei.

Die anderen waren stehengeblieben und beobachteten ihn. Jetzt setzte sich ein junges Männchen in Bewegung und biß ihm heftig in den

Kopf und in den Hals; dann hob es die Schnauze und stieß ein tiefes Grollen aus. Gleichzeitig blickte es seine Artgenossen herausfordernd an. Offensichtlich hatte die Meute schon einen neuen Anführer gefunden, denn niemand schien seine Autorität anzweifeln zu wollen. Wieder wandte sich der Zangan uns zu, ging jedoch nicht sofort zum Angriff über, sondern bewegte sich seitwärts und knurrte dabei seine Artgenossen an. Es war offensichtlich, daß er ihnen Befehle gab, denn gleich darauf setzte sich die Meute in Bewegung und begann uns zu umzingeln.

Ich gab einen zweiten Schuß ab – und traf den neuen Führer in die Flanke. Er stieß einen entsetzlichen Schmerzensschrei aus und zog sich den Pfeil sofort aus dem Körper, wodurch er die Wunde nur noch schlimmer machte.

Die anderen sahen regungslos zu, während er sich schmerzerfüllt am Boden wand, dann sah ich, wie sich ein Zangan in Bewegung setzte und sich dem verwundeten Anführer näherte. Dieser bemerkte den Vorstoß und ging mit entblößten Zähnen und wütendem Knurren zum Angriff über. Der ehrgeizige Zangan, dessen Hoffnungen voreilig gewesen waren, ergriff die Flucht.

Inzwischen waren wir schon fast umzingelt. Wir hatten es mit etwa zwanzig Gegnern zu tun und ich hatte kaum ein Dutzend Pfeile.

Nalte berührte meinen Arm. »Leben Sie wohl, Carson«, sagte sie. »Der letzte Augenblick ist nun doch gekommen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das werde ich erst glauben, wenn es wirklich keine Hoffnung mehr gibt.«

»Ich bewundere Ihren Mut«, sagte Nalte und lächelte gequält. »Wenigstens werden wir schnell sterben. Haben Sie gesehen, wie der Bursche auf den ersten Anführer losgegangen ist, den Sie erlegt haben? So wird... Da kommen sie!«

Von drei Seiten kamen die Wesen langsam näher. Einen Pfeil nach dem anderen schickte ich auf die Reise und ich verfehlte mein Ziel nicht. Aber die anderen ließen sich nicht aufhalten.

Sie hatten uns fast erreicht, als ich meinen letzten Pfeil abschoß. Nalte stand dicht neben mir und ich legte schützend den Arm um sie.

»Halten Sie mich fest«, sagte sie. »Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, aber ich möchte nicht allein sein.«

»Sie sind noch nicht tot, Nalte«, sagte ich, weil mir nichts anderes einfiel.

»Sie sind sehr gut zu mir gewesen, Carson«, sagte sie.

»Und Sie sind ein großartiges Mädchen, Nalte!«

»Auf Wiedersehen, Carson. Der letzte Augenblick ist gekommen.«

»Sie haben wahrscheinlich recht«, sagte ich und küßte sie. »Leben Sie wohl.«

In diesem Augenblick war ein seltsames knisterndes Geräusch zu hören, das ich nur zu gut kannte und ich brauchte gar nicht erst die zusammensinkenden Gestalten der Zangans zu sehen, um zu wissen, daß uns jemand mit amtorischen Strahlengewehren zu Hilfe kam!

Ich wirbelte herum und erblickte an der Spitze des Hügels etwa zehn Männer, die auf die Meute feuerten. Schon nach wenigen Sekunden war alles vorüber, keiner unserer unheimlichen Angreifer war seinem Schicksal entkommen. Jetzt näherte sich einer unserer Retter.

Wie seine Begleiter war er ein Mann von fast vollkommenem Äußerem; sein Gesicht war hübsch und intelligent. Mein erster Eindruck war, daß wir auf einen Olymp von Göttern gestoßen sein mußten, wenn diese Männer typisch waren für die Bewohner der weißen Stadt, aus der sie wahrscheinlich stammten.

Der Mann, der sich uns näherte, war mit dem üblichen amtorischen Lendenschurz bekleidet. Er trug Schmuckketten, die nicht zu bunt waren, die

aber erkennen ließen, daß wir einen Offizier vor uns hatten.

»Das war Rettung in letzter Sekunde«, sagte er freundlich.

»In allerletzter Sekunde«, erwiderte ich. »Wir verdanken Ihnen unser Leben.«

»Ich bin froh, daß wir noch rechtzeitig gekommen sind. Ich war zufällig auf der Flußmauer, als Sie vorübergetrieben wurden und habe Ihren Kampf mit den Männern von Kormor beobachtet. Mein Interesse war geweckt, und da ich wußte, daß Sie wegen der Wasserfälle hier unten auf Schwierigkeiten stoßen mußten, bin ich Ihnen so schnell wie möglich gefolgt, um Sie zu warnen.«

»Das ist ein ziemlich ungewöhnliches Interesse an einem Fremden – für amtorische Verhältnisse«, bemerkte ich. »Aber ich kann Ihnen versichern, daß ich es zu schätzen weiß, wenngleich ich es nicht verstehe.«

Er lachte kurz. »Die Art und Weise, wie Sie mit den drei Kreaturen Skors umgesprungen sind, hat mich aufmerksam gemacht«, erklärte er. »In einem solchen Mann stecken viele Möglichkeiten und wir sind stets auf der Suche nach positiven menschlichen Qualitäten, die wir dem Blute Havatoos zuführen können. Darf ich mich zunächst vorstellen. Ich bin Ero Shan.«

»Das hier ist Nalte aus Andoo«, erwiderte ich, »und ich bin Carson Napier aus Kalifornien.«

»Von Andoo habe ich schon gehört«, sagte er nachdenklich. »Man zieht dort einen außerordentlich guten Nachwuchs heran. Dagegen habe ich von Ihrem Land noch nichts gehört. Ehrlich gesagt habe ich auch noch keinen Mann mit blauen Augen und gelbem Haar gesehen. Sind in Kal...«

»Kalifornien«, sagte ich.

»... in Kalifornien alle Menschen wie Sie?«

»O nein. Es gibt Menschen verschiedenster Haarfarben, Hautschattierungen und Augenfarben.«

»Aber wie bringen Sie dann einen reinrassigen Typ hervor?« fragte er.

»Überhaupt nicht«, erwiderte ich.

»Schockierend«, sagte er leise. »Rassische Unverantwortlichkeit. Wie dem auch sei – Ihr System scheint trotzdem einen sehr interessanten Typ geschaffen zu haben. Wenn Sie es gestatten, kehren wir jetzt nach Havatoo zurück.«

»Darf ich fragen, ob wir Sie als Gäste oder als Gefangene begleiten?«

Er lächelte kurz. »Würde das einen Unterschied machen bei Ihrer Entscheidung, ob Sie mitkommen oder nicht?«

Ich ließ meinen Blick über die bewaffneten Männer gleiten, die uns umstanden und lächelte. »Nein«, sagte ich dann.

»Schließen wir Freundschaft«, sagte er. »Sie werden in Havatoo Gerechtigkeit finden. Wenn Sie es verdienen, als Gast in unseren Mauern zu bleiben, wird man Sie wie einen Gast behandeln. Wenn nicht...« Er zuckte die Schultern.

Auf dem Gipfel der kleinen Anhöhe wartete ein langes offenes Fahrzeug auf uns, das mehrere Sitzbänke hatte. Es war das erste Kraftfahrzeug, das ich auf der Venus zu sehen bekam. Seine strengen Formen und das Fehlen jeglichen Zierats deuteten darauf hin, daß es sich um einen Militärwagen handelte.

Ero Shan setzte sich zu uns auf die hintere Sitzbank, während seine Männer vorn einstiegen. Ero Shan gab einen Befehl und der Wagen setzte sich in Bewegung. Ich konnte nicht erkennen, wie er gesteuert wurde. Sanft und schnell glitten wir über den unebenen Boden.

Wenig später erreichten wir eine kleine Anhöhe und sahen die weiße Stadt Havatoo in all ihrer Schönheit vor uns ausgebreitet. Jetzt war zu erkennen, daß sie die Form eines Halbkreises hatte, dessen Radius sich entlang dem Flußufer erstreckte. Sie war völlig von einer Mauer eingeschlossen.

Unterhalb der Stadt beschrieb der Fluß eine Biegung nach rechts, so daß uns unser direkter Weg zu einem Stadttor führte, das mehrere Kilometer vom Fluß entfernt war. Das Tor war von besonderer architektonischer Schönheit und deutete auf einen hohen Zivilisationsgrad der Stadtbewohner hin. An der weißen Kalksteinmauer erhoben sich Reliefs, die offenbar Szenen der Geschichte der Stadt oder der Menschen darstellten, die hier wohnten; die Arbeit zeugte von erlesenem Geschmack und bemerkenswerter Kunstfertigkeit.

Als wir von den wachhabenden Soldaten am Tor gestoppt wurden, sah ich in großen Buchstaben über dem Tor die Inschrift: »TAG KUM VOO KLAMBAD.« Tor der Psychologen.

Hinter dem Tor kamen wir auf einen breiten, schnurgeraden Boulevard, der auf die Mitte der Uferfront der Stadt zulief. Es herrschte ein lebhaftes Treiben – Fahrzeuge verschiedener Größe und Art bewegten sich schnell in beide Richtungen. Die Fußgänger ergingen sich auf Bürgersteigen in der Höhe des ersten Stockwerks der Gebäude, die an den Straßenecken durch Viadukte verbunden waren.

Die ganze Szene spielte sich praktisch geräuschlos vor unseren Augen ab – niemand hupte, niemand bremste; der Verkehr schien sich selbst zu regeln.

»Das Prinzip ist ganz einfach«, erklärte Ero Shan auf meine Frage. »Sämtliche Fahrzeuge werden von einer zentralen Station mit Energie versorgt, die ihre Impulse auf drei Frequenzen abstrahlt. Am Kontrollbrett jedes Fahrzeugs befindet sich ein Hebel, mit dem jede Frequenz gewählt werden kann. Eine ist für die Straßen bestimmt, die von der Außenmauer zum Zentrum der Stadt führen, eine andere für die querlaufenden Straßen. Die dritte dient dem Verkehr außerhalb der Stadt. Die ersten beiden werden in wechselndem Rhythmus ausgestrahlt; wenn die eine Frequenz wirksam ist, wird der querlaufende Verkehr an allen Kreuzungen automatisch gestoppt.«

»Aber warum ist der Verkehr zwischen den Kreuzungen dann nicht ebenfalls betroffen?« fragte ich.

»Das wird von der dritten Frequenz reguliert, die niemals ausgeschaltet ist«, erklärte er. »Dreißig Meter vor jeder Kreuzung stellt ein fotoelektrischer Kontakt das Fahrzeug automatisch auf die für seine Fahrspur richtige Frequenz um.«

Nalte blickte sich erregt um. Als Mädchen, das aus einem kleinen Königreich in den Bergen stammte, war sie noch nie in einer großen Stadt gewesen.

»Wunderbar!« sagte sie. »Und wie schön die Menschen sind.«

Diese Tatsache war mir auch schon aufgefallen. Die Männer und Frauen in den vorbeifahrenden Wagen waren von vollkommener Schönheit.

Ambad Lat, die Avenue der Psychologen, brachte uns direkt zu einem halbkreisförmigen Stadtzentrum, von dem aus die Hauptstraßen sternförmig zur Außenmauer führten wie die Speichen eines Rades.

Ero Shan führte uns an stattlichen Gebäuden vorbei, die in einem wundervollen Park standen, zu einem großartigen Palast. Viele Menschen ergingen sich in dem Park und wenngleich niemand herumlungerte, schien auch niemand besonders in Eile zu sein. Über allem schwebte eine Atmosphäre der wohlüberlegten, wohlausgewogenen Zweckmäßigkeit.

Wir folgten Ero Shan schließlich in einen breiten Korridor, wo unser Begleiter von zahlreichen Passanten freundlich begrüßt wurde. Jedermann musterte uns mit anscheinend wohlwollendem Interesse, ohne daß die allgemeine Neugier aufdringlich wirkte.

»Schöne Menschen in einer schönen Stadt«, murmelte Nalte.

Ero Shan lächelte ihr kurz zu. »Ich bin froh, daß Ihnen Havatoo und seine Bewohner gefallen«, sagte er. »Ich hoffe, daß nichts diesen ersten Eindruck jemals trüben wird.«

»Glauben Sie, daß das passieren könnte?« fragte Nalte.

Ero Shan zuckte die Schultern. »Das hängt von Ihnen ab«, erwiderte er, »oder jedenfalls von Ihren Vorfahren.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Nalte.

»Sie werden bald alles wissen.«

Er blieb vor einer Tür stehen, öffnete sie und bedeutete uns, einzutreten. Wir befanden uns in einem kleinen Vorräum, in dem mehrere Schreiber saßen.

»Bitte sagen Sie Korgan Kantum Mohar, daß ich ihn zu sprechen wünsche«, wandte sich Ero Shan an einen der Schreiber.

Dieser drückte auf einen Knopf, gab den Wunsch des Besuchers durch eine Art Sprechlanze weiter und erhielt die Erlaubnis, uns durchzulassen.

»Kommen Sie«, sagte Ero Shan und wir folgten ihm in den Nebenraum, in dem ein Mann hinter einem Schreibtisch saß. Er betrachtete uns mit dem gleichen freundlichen Interesse, das uns die Leute im Park und draußen im Flur entgegengebracht hatten.

Als wir Korgan Kantum Mohär vorgestellt wurden, erhob er sich und begrüßte uns mit einer Verbeugung; dann lud er uns zum Sitzen ein.

»Sie sind Fremde in Havatoo«, sagte er. »Nur selten kommen Fremde an unsere Tore.« Er wandte sich an Ero Shan. »Erzählen Sie mir – wie hat sich alles zugetragen?«

Ero Shan berichtete, wie er meinen Kampf mit den drei Männern aus Kormor beobachtet hatte. »Einen solchen Mann hätte ich ungern über die Fälle stürzen lassen«, fuhr er fort, »und ich hatte das Gefühl, daß es sich lohnen würde, ihn zu einer Untersuchung nach Havatoo zu holen. Aus diesem Grunde habe ich ihn direkt zu Ihnen gebracht – in der Hoffnung, daß Sie sich meiner Meinung anschließen.«

»Schaden kann es nicht«, sagte Mohär. »Das Untersuchungskomitee hat gerade Sitzung. Bringen Sie unsere Besucher hinüber. Ich werde den Vorsitzenden verständigen, daß ich die Untersuchung genehmigt habe.«

»Was ist das für eine Untersuchung und welchen Zweck hat sie?« fragte ich. »Vielleicht liegt uns gar nicht daran, sie über uns ergehen zu lassen.«

Korgan Kantom Mohär lächelte. »Das hängt nicht von Ihnen ab«, sagte er.

»Soll das heißen, daß wir Gefangene sind?«

»Sagen wir lieber – Gäste auf Befehl.«

»Hätten Sie etwas dagegen, mir den Zweck der Untersuchung zu verraten?«

»O nein. Sie soll ergeben, ob wir Sie am Leben lassen können.«

12

Man behandelte uns sehr zuvorkommend und zielstrebig. Man badete uns, entnahm Blutproben, überprüfte unsere Reflexe, untersuchte das Herz und maß unseren Blutdruck. Schließlich wurden wir in einen großen Raum geführt, in dem fünf Männer hinter einem langen Tisch saßen.

Während der Untersuchung wich Ero Shan nicht von unserer Seite. Auch er blieb stets freundlich und zuvorkommend. Er schürte in uns die Hoffnung, daß die Untersuchung positiv ausfallen würde, deren Sinn ich noch immer nicht recht begriff.

»Ihre Begleiterin hat eine Bemerkung über die Schönheit Havatoos und seine Bewohner gemacht«, erklärte er mir. »In dieser Untersuchung liegt die Erklärung für diese Schönheit – und für viele andere Dinge in dieser Stadt, von denen Sie noch nichts wissen können.«

Die fünf Männer hinter dem Tisch behandelten uns mit der gleichen Freundlichkeit wie alle anderen. Eine volle Stunde lang fragten sie uns aus, und ihren Fragen entnahm ich, daß die

Gruppe aus einem Biologen, einem Psychologen, einem Chemiker, einem Physiker und einem Soldaten bestand.

»Korgan Sentar Ero Shan«, sagte der Mann, der offensichtlich den Vorsitz führte. »Sie werden sich dieses Mannes annehmen, bis das Ergebnis der Untersuchung verkündet wird. Hara Es wird sich um das Mädchen kümmern.« Und er deutete auf eine Frau, die mit uns in den Raum gekommen war und neben Nalte gestanden hatte.

Das Mädchen drückte sich an mich. »O Carson! Man will uns trennen«, flüsterte sie.

Ich wandte mich an Ero Shan, um Einspruch zu erheben, aber er hob die Hand. »Sie müssen gehorchen«, sagte er. »Aber ich glaube nicht, daß Sie sich Sorgen zu machen brauchen.«

Dann wurde Nalte von Hara Es hinausgeführt und Ero Shan brachte mich in seinem Wagen in einen Wohndistrikt. Vor einem der herrlichen Häuser hielten wir an.

»Das ist mein Heim«, sagte er. »Sie werden hier mein Gast sein, bis das Ergebnis der Untersuchung bekanntgegeben wird. Ich möchte, daß Sie sich hier wohlfühlen. Machen Sie sich keine Sorgen; es hat sowieso keinen Sinn. Nalte ist in Sicherheit. Man wird gut für sie sorgen.«

»Wenigstens hat man mir ein wunderschönes Gefängnis zur Verfügung gestellt«, sagte ich.

»Bitte halten Sie sich nicht für einen Gefangenen«, bat Ero Shan. »Diese Haltung würde uns beide bedrücken und Niedergeschlagenheit ist etwas, das wir in Havatoo nicht dulden können.«

»Oh, ich bin ganz und gar nicht unglücklich«, beruhigte ich ihn. »Im Gegenteil. Das Abenteuer macht mir großen Spaß, wenn ich auch nicht begreife, welches Verbrechen Nalte und mir zur Last gelegt wird, daß über unser Leben zu Gericht gesessen werden mußte.«

»Nicht Sie haben vor Gericht gestanden, sondern Ihre Abkunft«, erklärte er.

»Das ist eine Antwort«, erwiderte ich, »die mir nicht viel sagt.«

Inzwischen hatten wir das Haus betreten und ich mußte feststellen, daß es außerordentlich geschmackvoll eingerichtet war. Schon vom Eingang aus fiel der Blick auf einige Büsche und Bäume in einem hübschen Garten am Ende eines breiten Korridors.

Ero Shan führte mich durch diesen Garten in einen Raum, der sich zur Grünfläche hin öffnete.

»Sie werden feststellen, daß es Ihnen hier an nichts fehlen wird«, sagte er. »Ich werde einen

Mann beauftragen, sich um Sie zu kümmern. Er wird stets zu Ihrer Verfügung stehen; er ist aber auch dafür verantwortlich, daß Sie zur Stelle sind, wenn Sie wieder vor den Ausschuß gerufen werden. Und jetzt«, sagte er und setzte sich in einen Sessel am Fenster, »will ich versuchen, Ihre letzte Frage ein wenig ausführlicher zu beantworten.

Havatoo und seine Bewohner sind das Ergebnis einer von der Wissenschaft bestimmten Kultur. Ganz im Anfang waren wir ein Volk, das von erb berechtigten Jongs beherrscht wurde. Natürlich versuchten verschiedene Interessengruppen das Königshaus zu beeinflussen, ohne sich um das Wohlergehen der übrigen zu kümmern.

Wenn wir einen guten Jong hatten, der sich durchzusetzen verstand, gab es wenig Grund zur Klage; die übrige Zeit wurden wir jedoch von den Politikern ins Unglück gestürzt. Die Hälfte unseres Volkes lebte in Armut und vermehrte sich wie die Fliegen. Die besseren Klassen, die es nicht mehr verantworten konnten, Kinder in die Welt zu setzen, schwanden schnell dahin. Unwissen und Mittelmaß bestimmten die Stunde.

Da kam der große Jong auf den Thron, der mit allen überlieferten Gesetzen brach und sich zum absoluten Herrscher aufschwang. Mit zwei Titeln ist er in unsere Geschichte eingegangen, von denen einer während seiner Herrschaft und der

andere nach seinem Tode im Volksmund aufkam. Der erste war ›Mankar der Blutige‹ und der zweite ›Mankar der Retter‹.

Er war ein großer Krieger und konnte sich auf die Kaste der Soldaten stützen. Rücksichtslos beseitigte er die Politiker und brachte die fähigsten Männer Havatoos an die Macht – Physiker, Biologen, Chemiker und Psychologen.

Er förderte die Heirat zwischen Menschen, die von diesen Wissenschaftlern als zur Fortpflanzung geeignet bezeichnet wurden und verbot allen anderen, Kinder zu bekommen. Vor seinem Tode schuf er noch eine völlig neue Regierungsform – ein System ohne Gesetze und ohne Könige. Er dankte ab und vertraute die Geschicke Havatoos einem Quintumvirat an, das nur Hinweise und Ratschläge gibt.

Von diesen fünf Männern ist einer Sentar (Biologe), einer ein Ambad (Psychologe), einer ein Kalto (Chemiker), einer ein Kantum (Physiker) und einer ein Korgan (Soldat). Das Quintumvirat wird Sanjong (wörtlich: ›Fünfkönig‹) genannt und die Eignung seiner Mitglieder wird durch ähnliche Prüfungen bestimmt und überwacht, wie Sie sie eben durchgemacht haben. Diese Untersuchungen finden alle zwei Jahre statt und jeder Bürger kann sich ihnen unterwerfen. Jeder Bürger kann

Mitglied des Sanjong werden; das ist die höchste Ehre, die man in dieser Stadt gewinnen kann.«

»Und diese Männer machen die Gesetze und sorgen für Gerechtigkeit?« fragte ich.

Ero Shan schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Gesetze in Havatoo«, sagte er. »In den Generationen seit Mankar haben wir eine Rasse vernünftig denkender Menschen geschaffen, die den Unterschied zwischen Gut und Böse kennen und keiner Verhaltensregeln bedürfen. Das Sanjong spricht nur Empfehlungen aus.«

»Haben Sie Schwierigkeiten, die richtigen Männer für das Sanjong zu finden?« fragte ich.

»Ganz und gar nicht. Es gibt Tausende von Männern in Havatoo, die in der Lage wären, dieses Amt auszufüllen; in fünf von den sechs Klassen, in die das Volk von Havatoo unterteilt ist, wird sogar gezielt darauf hingewirkt, möglichst viele Sanjong-Kandidaten hervorzubringen.

Wenn Sie sich etwas in der Stadt umgesehen haben, werden Sie feststellen, daß das halbkreisförmige Gebiet gegenüber den Zentrallabors in fünf Sektoren unterteilt ist. Der erste ist Kantum und beherbergt die Physiker; im zweiten, Kalto, leben die Chemiker; in der Mitte liegt Korgan, der Distrikt der Krieger. Es schließt sich Ambad, der Sektor der Psychologen, an. Sendor schließlich ist der Bezirk

der Biologen und erstreckt sich wieder entlang dem Flußufer. Zwischen den einzelnen Klassen gibt es eigentlich keine wesentlichen Unterschiede, aber da man in Distrikten zusammen wohnt und sich die Interessen ähneln, besteht natürlich die Tendenz, vorzugsweise mit den Angehörigen der eigenen Klasse zu verkehren.

Wie Sie selbst sehen, ist Havatoo wie ein halbes Wagenrad angelegt, dessen Nabe die Zentrallabors sind. Die Hauptsektoren der Stadt sind nun von vier konzentrischen Halbkreisen begrenzt. Von innen gesehen umschließt der erste die öffentlichen Gebäude und das Zentrallabor, daran schließen sich die fünf Bezirke an, die ich eben beschrieben habe. Es folgt der größte Distrikt der Stadt, der Yorgan genannt wird; hier leben die gewöhnlichen Leute. Und im vierten Sektor, der nur ein schmaler Streifen dicht an der Außenmauer ist, liegen die Werkstätten, Märkte und Fabriken.«

»Das ist alles sehr interessant«, sagte ich. »Am interessantesten finde ich jedoch, daß die Stadt regiert wird, ohne daß es Gesetze gibt.«

»Ohne von Menschen gemachte Gesetze«, berichtigte mich Ero Shan. »Wir werden natürlich von Naturgesetzen beherrscht, mit denen alle intelligenten Menschen vertraut sind. Natürlich wird hin und wieder eine Tat begangen, die einem anderen Bürger schadet und den Frieden

der Stadt gefährdet, denn die Gene bösartiger und nonkonformistischer Charakterzüge haben sich aus den Keimzellen aller Bürger von Havatoo noch nicht verbannen lassen.

Wenn jemand etwas tut, das die Rechte anderer verletzt oder den Fortbestand der Gemeinschaft in Frage stellt, wird über ihn Gericht gesessen in einem Verfahren, das von keinerlei Formfragen oder Präzedenzfällen abhängig ist. Es werden lediglich sämtliche Tatsachen sowie die Herkunft des Angeklagten in Betracht gezogen. Das gefällte Urteil ist endgültig und unabänderlich.«

»Es erscheint mir ziemlich hart, einen Menschen für die Taten seiner Vorfahren zu bestrafen«, sagte ich.

»Ich muß noch einmal betonen, daß wir nicht bestrafen«, erklärte Ero Shan. »Wir versuchen nur die Rasse zu verbessern, um letzten Endes das größte Maß an Glück und Zufriedenheit für alle zu erlangen.«

»Ohne schlechte Menschen muß Havatoo ein wahres Paradies sein«, sagte ich.

»Oh, es gibt schlechte Menschen bei uns«, erwiderte Ero Shan, »denn wer ist schon ohne schlechte Gene? Aber wir sind eine sehr intelligente Rasse und je intelligenter ein Mensch ist, desto besser kann er seine negativen Impulse

beherrschen. Von Zeit zu Zeit kommen Fremde nach Havatoo, Männer aus der Stadt am anderen Ufer. Wie sie das schaffen, ist ein bisher ungelöstes Geheimnis, aber wir wissen, daß sie von Zeit zu Zeit bei uns eindringen und eine Frau oder einen Mann entführen. Manchmal fangen und vernichten wir die Eindringlinge. Es geschieht seltener, daß einer unserer Bürger ein Verbrechen begeht; meistens handelt es sich dabei um ein Verbrechen aus Leidenschaft. Nur ganz selten wird ein geplantes Verbrechen festgestellt. Solche Verbrecher stellen eine Bedrohung für die Rasse dar und dürfen nicht weiterleben.«

Als er geendet hatte, kam ein kräftig gebauter Mann in den Raum. »Sie haben nach mir geschickt, Korgan Sentar Ero Shan?« fragte er.

»Kommen Sie herein, Herlak«, sagte Ero Shan und wandte sich an mich. »Herlak wird für Sie sorgen und Sie bewachen, bis das Ergebnis der Prüfung verkündet wird. Er wird Ihnen ein angenehmer und nützlicher Begleiter sein.«

»Herlak«, fuhr er fort, »dieser Mann ist fremd in Havatoo und hat gerade vor dem Untersuchungsausschuß gestanden. Sie sind verantwortlich für ihn, bis der Ausschuß zu einer Entscheidung gekommen ist. Er heißt Carson Napier.«

Der Mann neigte den Kopf. »Ich verstehe«, sagte er.

»Sie beide werden mit mir in einer Stunde essen«, sagte Ero Shan und zog sich zurück.

»Wenn Sie vor dem Abendessen ruhen möchten«, sagte Herlak, »im Nachbarraum ist eine Couch.«

Ich befolgte seinen Rat und er setzte sich zu mir. Offensichtlich durfte er mich nicht aus den Augen lassen. Ich war müde, da ich aber nicht einschlafen konnte, begann ich ein Gespräch mit Herlak.

»Sind Sie Angestellter in Ero Shans Haushalt?« fragte ich.

»Ich bin Soldat in der Einheit, die er befehligt«, erwiderte er.

»Ein Offizier?«

»Nein, ein gewöhnlicher Soldat.«

»Aber er hat Sie zum Essen gebeten! In meiner Welt geben sich Offiziere gesellschaftlich nicht mit einfachen Soldaten ab.«

Herlak lachte. »Vor sehr langer Zeit haben auch in Havatoo solche gesellschaftlichen Regeln bestanden«, sagte er. »Aber das ist jetzt vorbei und es gibt keine sozialen Unterschiede mehr. Wir alle sind viel zu intelligent, kultiviert und selbstbewußt, um unsere Bedeutung durch Konventionen herauskehren zu müssen. Ob ein

Mann die Straße fegt oder ein Mitglied des Sanjong ist, ist nicht so wichtig wie die Art und Weise, in der er seinen Pflichten nachkommt.«

»Aber nutzen die Soldaten die Großzügigkeit ihrer Offiziere nicht ungebührlich aus?« fragte ich.

Herlak sah mich überrascht an. »Warum sollten sie das?« fragte er. »Sie kennen ihre Pflichten ebensogut, wie ein Offizier die seinen kennt und das Ziel jeden guten Bürgers ist es, seine Pflicht zu tun und nicht, ihr aus dem Weg zu gehen.«

Ich schüttelte den Kopf, als ich an die Zustände dachte, die auf der Erde herrschten.

»Kommt es auch zu Hochzeiten zwischen den Klassen?« fragte ich.

»Natürlich«, erwiderte Herlak, »und nur so läßt sich das hohe moralische und geistige Niveau unseres Volkes aufrechterhalten. Wäre das anders, müßten die Yorganer sehr bald verkommen, während sich die anderen Klassen derart auseinanderleben würden, daß es bald keine gemeinschaftliche Basis mehr gibt.«

In der Stunde vor dem Essen unterhielten wir uns über viele Dinge und ich mußte feststellen, daß dieser einfache Soldat den Wissenschaften und Künsten mit weitaus größerem Verständnis begegnete als ich. Ich fragte ihn, ob er eine besonders gute Ausbildung genossen hätte, was

er verneinte. Wie ich erfuhr, wurden alle Männer und Frauen Havatoos bis zu einem gewissen Grade einheitlich geschult; dann wurde durch eine Reihe ausgearbeiteter Prüfungen der Beruf bestimmt, der den Fähigkeiten und Neigungen des einzelnen am besten entsprach.

»Aber wo finden Sie genügend Straßenreiniger?« fragte ich.

»Sie stellen diese Frage, als wäre diese Beschäftigung eines Menschen unwürdig«, sagte Herlak.

»Jedenfalls ist es eine Arbeit, die vielen nicht gefallen könnte«, sagte ich.

»Eine nützliche und notwendige Arbeit kann niemals widerwärtig sein. Natürlich ziehen hochintelligente Menschen eine schöpferische Beschäftigung vor und so kommt es, daß niemand für diese notwendigen und mehr oder weniger mechanischen Pflichten, die übrigens in Havatoo schon zum großen Teil durch Maschinen erledigt werden, ständig eingeteilt wird. Jeder kann sie übernehmen; also kommt jeder einmal an die Reihe – jeder in der Yorgan-Klasse. Das ist ein Beitrag des einzelnen für das öffentliche Wohl – eine Steuer, die in Form von nützlicher Arbeit entrichtet wird.«

Ein Mädchen betrat den Raum, um uns zum Essen zu rufen. Es war außerordentlich schön und trug einen Sarong aus kostbarem Material.

»Gehört sie zu Ero Shans Familie?« fragte ich Herlak, als es gegangen war.

»Sie ist hier angestellt«, erwiderte der Mann. »Korgan Sentar Ero Shan hat keine Familie.«

Die beiden Worte »Korgan Sentar« stellen einen Titel dar und bedeuten »Krieger-Biologe«. Ich hatte mich schon gefragt, was er bedeuten mochte und als wir jetzt den Garten durchquerten, um zum Essen zu gehen, fragte ich Herlak danach.

»Der Titel bedeutet, daß er sowohl Soldat als auch Biologe ist. Er hat die Prüfungen bestanden, die ihm Zugang zu beiden Klassen verschaffen. Die Tatsache, daß er ein Mitglied einer der anderen vier Klassen und ein Korgan ist, macht ihn zu einem Offizier. Er ist ein brillanter Mann und es bedeutet schon etwas, unter seinem Befehl zu stehen.«

Herlak führte mich in einen großen Raum, in dem sich Ero Shan fröhlich mit drei anderen Männern und sechs Frauen unterhielt. Das Gespräch erfuhr bei unserem Eintritt eine kurze Unterbrechung und man begegnete uns mit interessierten Blicken. Ero Shan kam mir entgegen und stellte mich den anderen vor.

Ich hätte an dem Essen, das vorzüglich zubereitet war, großes Vergnügen haben können, zumal die Unterhaltung sehr anregend und die anderen Gäste sehr entgegenkommend waren. Aber ich

konnte mich nicht von dem Verdacht freimachen, daß das freundliche Verhalten der anderen auf Mitleid beruhte und daß sie die Zweifel hinsichtlich meiner Herkunft teilten.

Sie wußten ebensogut wie ich, daß der Schatten des Todes über mir hing. Ich dachte an Duare und hoffte, daß sie in Sicherheit war.

13

In dieser Nacht schlief Herlak auf einer Couch in meiner Nähe. Ich bezeichnete ihn als meinen Todeswächter und er war höflich genug, über meinen kleinen Witz zu lachen.

Ero Shan, Herlak und ich frühstückten am nächsten Morgen zusammen. Dabei bediente uns das Mädchen, das uns gestern abend zum Essen gerufen hatte. Sie war so überaus schön, daß es fast nicht zu ertragen war. Ich hatte das Gefühl, als ob ich sie bedienen müßte und nicht umgekehrt. Sie war sehr jung. Überhaupt schien in Havatoo niemand wirklich alt zu sein.

Natürlich überraschte mich diese Feststellung nicht, denn ich wußte von dem Unsterblichkeitsserum, das die amtorischen Wissenschaftler entwickelt hatten.

»Ja«, sagte Ero Shan auf meine Frage, »wir könnten ewig leben, wenn es das Sanjong anordnen würde. Wenigstens könnten wir niemals an Altersschwäche oder Krankheit sterben. Aber wir sehen die Dinge anders. Unser Serum verschafft einem Menschen Immunität nur für etwa zwei- bis dreihundert Jahre, je nach seiner körperlichen Verfassung. Wenn die

Wirkung schwächer wird, läßt der Tod nicht lange auf sich warten.«

»Aber warum wollen Sie denn nicht ewig leben, wenn das schon möglich ist?« fragte ich.

»Es ist ganz offensichtlich, daß – wenn wir alle unsterblich wären – die Zahl der zulässigen Geburten herabgesetzt werden müßte und daß eine Verbesserung der Rasse dann nicht mehr möglich wäre. Aus diesem Grunde haben wir im Interesse künftiger Generationen und ganz Amtors auf die Unsterblichkeit verzichtet.«

Nach dem Frühstück erhielt Ero Shan die Nachricht, daß er mich sofort vor den Untersuchungsausschuß zu bringen hätte.

Während der Fahrt zu den Zentrallabors waren Ero Shan und Herlak ungewöhnlich still und ich ahnte, daß sie mit dem Schlimmsten rechneten. Auch meine Stimmung war nicht die beste, wenngleich ich mir weniger um mein eigenes Schicksal Sorgen machte, als um das Wohlergehen Duares. Ich dachte auch an Nalte.

Wir erreichten die großen Gebäude, in denen man mich am Vortag untersucht hatte und brauchten nicht lange zu warten. Man führte uns in den Raum des Ausschusses. Nach den Gesichtern der Männer zu urteilen, stand mir eine schlechte Nachricht bevor und ich machte mich

auf das Schlimmste gefaßt. Fluchtpläne schossen mir durch den Kopf, aber ein Gefühl sagte mir, daß diese Leute ihr Handwerk verstanden und für alle Eventualitäten vorgesorgt hatten. Eine Flucht erschien von vornherein aussichtslos und ich durfte nicht erwarten, dem Schicksal zu entkommen, das sie mir zugesetzt hatten.

Kantum Shogan, der Vorsitzende des Ausschusses, lud mich zum Sitzen ein und ich ließ mich auf einem Stuhl nieder. Ero Shan saß rechts von mir, Herlak zu meiner Linken.

»Carson Napier«, begann Kantum Shogan. »Unsere Prüfung hat ergeben, daß Sie nicht ohne Verdienst sind. Physisch sind Sie der Vollkommenheit, die unsere Rasse anstrebt, sehr nahe; intellektuell sind Sie mit Gaben wohlversehen, haben aber unter einem wenig positiven Einfluß gestanden; Sie haben keine Kultur. Während diese Dinge noch heilbar wären, muß ich Ihnen leider mitteilen, daß Sie von ererbten psychologischen Fehlern beeinflußt werden, die künftigen Generationen unausdenkbaren Schaden zufügen würden, wenn wir ihre Verbreitung zuließen.

Sie sind das bedauernswerte Opfer ererbter Eigenschaften, Komplexe und Ängste. Zu einem großen Teil haben Sie diese destruktiven Charakterzüge gemeistert, aber die Chromosomen Ihrer Keimzellen sind dennoch verseucht und

stellen eine potentielle Bedrohung für künftige Generationen dar.

Mit großem Bedauern konnten wir aus den genannten Gründen nur zu dem Schluß kommen, daß der Menschheit am besten zu dienen ist, indem Sie vernichtet werden.«

»Darf ich fragen«, meldete ich mich zu Wort, »aufgrund welchen Rechts Sie sich ein Urteil über Leben und Tod anmaßen? Ich bin kein Bürger Havatoos und bin nicht aus freien Stücken in diese Stadt gekommen. Wenn...«

Kantum Shogan hob die Hand. »Ich wiederhole, daß wir die Notwendigkeit dieses Schrittes bedauern, aber wir brauchen nicht weiter zu diskutieren. Ihre Talente überwiegen Ihre Fehler nicht. Das ist eine unglückliche Situation, aber wir können es natürlich nicht zulassen, daß Havatoo darunter leidet.«

Ich sollte also sterben! Nach allem, was ich hier auf der Venus erlebt hatte, war das ein fast lächerliches Ende.

»Warum lächeln Sie?« fragte mich ein Ausschußmitglied. »Kommt Ihnen der Tod so amüsant vor? Oder lächeln Sie, weil Sie noch im letzten Augenblick zu entkommen hoffen?«

»Ich lächele, obwohl ich vielleicht weinen sollte – weinen über all die Energie und die Kenntnisse,

die verschwendet wurden, um mich eine Strecke von vierzig Millionen Kilometer zurücklegen lassen. Und hier soll ich nun sterben, weil fünf Männer einer anderen Welt der Meinung sind, daß ich eine schlechte Erbmasse habe.«

»Vierzig Millionen Kilometer!« rief einer der Männer.

»Eine andere Welt! Was meinen Sie damit?«

»Ich will damit sagen, daß ich aus einer anderen Welt stamme, die über vierzig Millionen Kilometer von Amtor entfernt ist«, erwiederte ich. »Eine Welt, die in mancher Hinsicht viel fortgeschritten ist als Ihre.«

Die Ausschußmitglieder starrten sich an und ich hörte einen Mann leise sagen: »Das entspräche den Theorien, die im Umlauf sind...«

»Höchst interessant«, sagte ein anderer.

»Sie behaupten, daß Amtor nicht die einzige Welt ist?« fragte Kantum Shogan.

»Der Himmel ist voller Welten«, erwiederte ich. »Ihre Welt und meine Welt und mindestens acht andere kreisen um eine riesige Kugel entflammter Gase, die wir Sonne nennen und diese Sonne mit ihren Welten oder Planeten wird Sonnensystem genannt. In der unendlichen Leere des Himmels gibt es unendlich viele Sonnen, von denen viele

Mittelpunkt eines Sonnensystems sind. Kein Mensch weiß, wie viele Welten es gibt.«

»Warten Sie einen Augenblick«, unterbrach mich Kantum Shogan. »Ihre Worte lassen mich vermuten, daß unsere Untersuchung in einer Beziehung nicht richtig gewesen ist, indem wir nämlich von der Annahme ausgingen, daß sich unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse bereits auf sämtliche erforschbaren Gebiete erstrecken. Jetzt hat es den Anschein, als wüßten Sie um Dinge von derart weitreichender Bedeutung, daß Ihre biologischen Fehler vielleicht in den Hintergrund gerückt werden.

Wir werden Sie weiter über Ihre Theorie befragen und in der Zwischenzeit wird die Vollstreckung unseres ersten Urteilsspruches ausgesetzt. Die endgültige Entscheidung über Ihr Schicksal wird von dem Ergebnis unseres weiteren Gesprächs abhängen. Die Wissenschaft darf keine Informationsquelle verschmähen und wenn Ihre Theorie begründet ist und der Wissenschaft neue Erkenntnisse bringt, können Sie sicher sein, in Havatoo als Bürger willkommen zu sein.«

Obwohl ich auf einer guten Universität gewesen war, hatte ich erkennen müssen, daß ich im Vergleich zu diesen Übermenschen der Wissenschaft mangelhaft ausgebildet und unkultiviert war – und daß Kantum Shogans Richtspruch in diesem Punkt der Wahrheit entsprach. Doch auf *einem* Gebiet war

ich ihnen voraus, und als ich jetzt das Sonnensystem zu erklären begann und meine ersten Zeichnungen anfertigte, registrierte ich das große Interesse und das Verständnis, mit dem sie meine Erklärungen aufnahmen.

Zum erstenmal in ihrem Leben erhielten sie eine Erklärung für all die Phänomene, die sie beobachtet hatten – für den Wechsel von Tag und Nacht, für die Jahreszeiten, für die Schwankungen in den Wasserständen. Da ihnen der ständige Wolkenschleier die Sicht versperrte, hatten sie keine Planetentheorie bilden können, und es ist daher nicht verwunderlich, daß Sonne und Sterne für sie einfach nicht existierten und daß ihnen die Astronomie unbekannt war.

Vier Stunden lang hörten sie mir zu und stellten ihre Fragen; dann wiesen sie Ero Shan und Herlak an, mich in den Vorraum zu führen und dort zu warten, bis wir wieder hereingerufen würden.

Nach kaum zehn Minuten befahl man uns wieder vor den Ausschuß.

»Es ist unsere Meinung«, verkündete Kantum Shogan, »daß die Gefahr, die Sie aufgrund Ihrer Erbmasse für die Menschheit darstellen, bei weitem auf gewogen wird durch Ihre erstaunlichen Kenntnisse. Sie sollen also leben und die Freiheit Havatoos genießen dürfen. Ihre Pflichten werden darin bestehen, Ihre Mitmenschen in der neuen

Wissenschaft ›Astronomie‹ zu unterweisen und sie zum Wohle der Menschheit einzusetzen.

Da Sie jetzt das einzige Mitglied Ihrer Klasse sind, dürfen Sie sich den Sektor aussuchen, in dem Sie wohnen wollen. Sie brauchen nur zu sagen, was Sie für Ihre persönlichen Bedürfnisse und zur Erfüllung Ihrer Pflichten brauchen – wir werden dafür sorgen, daß Sie alles bekommen.

Im Augenblick vertraue ich Sie der Obhut Korgan Sentar Ero Shans an, da Sie ein Fremder in Havatoo sind und sicherlich mit unseren Sitten und Gebräuchen vertraut werden wollen.«

Mit diesen Worten entließ er uns.

»Ehe ich gehe, würde ich gern wissen, was mit dem Mädchen Nalte geschieht, das gestern mit mir gekommen ist«, fragte ich.

»Sie wurde in die Yorgan-Klasse Havatoos aufgenommen«, erwiderte er. »Wenn ihre Aufgaben festgesetzt sind und sie ein Quartier bekommen hat, werde ich Sie wissen lassen, wo Sie sie finden können.«

Ich war sehr erleichtert, als ich mit Ero Shan und Herlak zurückfuhr. Nalte war in Sicherheit und mir drohte ebenfalls keine Gefahr mehr. Wenn ich jetzt nur Duare finden konnte!

Ich verbrachte die folgenden Tage damit, mich mit der Stadt vertraut zu machen und die nötigen Einkäufe zu tätigen. Hierbei ließ ich mich von Ero Shan beraten. Unter anderem erwarb ich einen Wagen.

»Aber wieviel darf ich denn ausgeben?« fragte ich meinen Freund.

»Warum sollte es da eine Grenze geben?« erwiderte er.

»Aber ich könnte doch unehrlich sein und zum Beispiel Dinge kaufen, die ich gar nicht brauche und sie dann wieder verkaufen.«

Ero Shan lachte. »Man weiß, daß Sie das nicht tun werden«, versicherte er mir. »Wenn der Psychologe des Ausschusses nicht davon überzeugt gewesen wäre, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, hätten Sie nicht einmal Ihre astronomischen Kenntnisse vor dem Tod gerettet – Unehrlichkeit ist etwas, das wir in Havatoo auf keinen Fall dulden.«

*

Oft unterhielt ich mich mit Ero Shan über Duare. Ich wollte den Fluß überqueren und in Kormor nach ihr suchen, aber er überzeugte mich, daß das ein selbstmörderischer Versuch gewesen wäre. Da ich zudem keinen Grund zu der Vermutung hatte, daß sie sich überhaupt dort befand, gab ich den Gedanken schließlich auf.

»Wenn ich nur ein Flugzeug hätte«, sagte ich, »würde ich schon eine Möglichkeit finden, in Kormor nach ihr zu suchen.«

»Was ist ein Flugzeug?« fragte Ero Shan, der, als ich es ihm erklärte, ganz aufgeregt wurde. Die Kunst des Fliegens war in Amtor noch nicht gemeistert, zumindest nicht in den Gegenden, die ich bisher bereist hatte.

Der Gedanke gefiel meinem Begleiter so sehr, daß er bald kaum ein anderes Gesprächsthema kannte. Ich erklärte ihm die verschiedenen Flugzeugtypen, die wir kannten und berichtete ihm auch von der Rakete, in der ich das Weltall zwischen der Erde und der Venus überwunden hatte. Am Abend brachte er mich dazu, Skizzen von den Maschinen anzufertigen. Sein Interesse schien sich schnell zur Besessenheit zu steigern.

Als ich eines Abends in das Haus zurückkehrte, das ich jetzt mit Ero Shan teilte, wartete eine Nachricht auf mich. Sie stammte von einem Schreiber des Untersuchungsausschusses und informierte mich über die Anschrift, unter der Nalte zu erreichen war.

Da ich mich in der Stadt inzwischen auskannte, fuhr ich nach dem Abendessen mit meinem Wagen los. Ero Shan begleitete mich nicht, da er eine Verabredung hatte.

Das Haus, in dem Nalte wohnte, lag an einer stillen Straße im Yorgan-Distrikt und war den Frauen vorbehalten, die die Grundschulen an der Korgan Lat, dem Boulevard der Krieger, säuberten. Ich wurde in einen großen Wohnraum geführt, in dem acht oder zehn Frauen saßen. Bei meinem Eintritt begrüßten sie mich freundlich. Sie waren ausnahmslos schön und gebildet – die Putzfrauen von Havatoo!

Nalte freute sich über meinen Besuch, und da ich sie allein sprechen wollte, lud ich sie zu einer kleinen Fahrt ein.

»Ich bin froh, daß Ihre Prüfung positiv war«, sagte ich, als wir die Richtung zur Korgan Lat einschlugen.

Nalte lachte fröhlich. »Ich hab's eben geschafft«, gestand sie. »Ich frage mich, was man in Andoo darüber sagen würde – die Tochter des Königs ist hier gerade gut genug, Fußböden zu schrubben!« Wieder lachte sie und es war offensichtlich, daß ihr Stolz nicht gelitten hatte. »Und was ist mit Ihnen, Carson Napier? Ich bin sehr stolz auf Sie, denn ich habe gehört, daß man Ihnen einen hohen Posten zugewiesen hat.«

Jetzt mußte ich lachen. »Ich habe die Prüfung überhaupt nicht bestanden«, sagte ich, »und man hätte mich umgebracht, wenn ich nicht eine Wissenschaft gekannt hätte, die in Amtor

unbekannt ist. Mein Selbstvertrauen hat einen ziemlichen Knacks abbekommen.«

Wir fuhren die Korgan Lat entlang, durchquerten einen großen Park und Aufmarschplatz, in dessen Mitte sich ein riesiges Stadion erhob und erreichten dann die Straße der Tore, die sich im Halbkreis viele Kilometer entlang der Außenmauer Havatoos erstreckt.

Hier liegen Fabriken, Werkstätten und Läden in dem Gebiet zwischen der Straße der Tore und der Yorgan Lat, einer breiten Straße, die im Abstand von einem halben Kilometer parallel zur Außenmauer verläuft. Zahlreiche Läden säumten die Straßen und es herrschte ein lebhafter Verkehr.

Zweimal fuhren wir die breite Straße hinauf und hinunter und genossen die Szene. Dann stellten wir den Wagen auf einem Parkplatz ab und ließen uns von einer Rolltreppe zum Bürgersteig hinauftragen.

Die Schaufenster erinnerten mich sehr an die Einkaufsstraßen auf der Erde, wenngleich die Auslagen weniger auf die zum Verkauf stehenden Waren aufmerksam machen, als dem Auge des Betrachters gefallen sollten.

Nachdem wir das Schauspiel etwa eine Stunde lang genossen hatten, kaufte ich einige Kleinigkeiten

ein – darunter auch ein Geschenk für Nalte – und brachte meine Begleiterin nach Hause.

Am nächsten Morgen gab es viel zu tun, denn ich mußte meine Astronomie-Vorlesungen vorbereiten, und der Andrang der Lernbegierigen war so groß, daß ich mehrere Kurse zusammenstellen mußte. Da im Normalfall in Havatoo nur vier Stunden am Tag gearbeitet wurde, hatte ich mich vordringlich um die Ausbildung weiterer Lehrer zu bemühen, wenn die neue Wissenschaft allen Interessenten nahegebracht werden sollte.

Ich war sehr geschmeichelt von dem Zuspruch, den meine Stunden fanden; es meldeten sich nicht nur Wissenschaftler und Soldaten der ersten fünf Klassen, sondern auch sämtliche Mitglieder des Sanjong, des herrschenden Quintumvirats. Der Wissensdurst dieser Menschen war unstillbar.

Um die Mittagszeit, als ich mein Tagewerk verrichtet hatte, wurde ich gebeten, Korgan Kantum Mohär aufzusuchen, den Mann, der damals meine Untersuchung angeordnet hatte.

Unwillkürlich begann ich mir Sorgen zu machen. Konnte es sein, daß mir eine weitere Prüfung bevorstand?

Als ich in sein Büro trat, begrüßte er mich mit der gleichen Freundlichkeit, mit der er mir am ersten Tag mitgeteilt hatte, daß geprüft werden

müßte, ob ich weiterleben dürfte oder nicht; seine Zuvorkommenheit war also alles andere als beruhigend.

»Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir«, sagte er. »Ich habe hier etwas, das ich mit Ihnen besprechen möchte.«

Als ich mich neben ihn setzte, sah ich auf seinem Tisch die Zeichnungen ausgebreitet, die ich für Ero Shan gemacht hatte.

»Diese Zeichnungen«, sagte er und deutete auf den Tisch, »wurden mir von Ero Shan gebracht, der sie mir nach bestem Wissen erklärte. Er war begeistert und ich muß gestehen, daß er mich ebenfalls angesteckt hat. Ich bin sehr interessiert und würde gern mehr über diese Schiffe wissen, die durch die Luft fliegen.«

Eine Stunde lang beantwortete ich seine Fragen, wobei ich hauptsächlich die praktischen Aspekte der Luftfahrt betonte – die langen Flüge, die großen Geschwindigkeiten und die Verwendung, die Flugzeuge in Kriegs- und Friedenszeiten gefunden hatten.

Korgan Kantum Mohar war interessiert. Die Fragen, die er stellte, verrieten den geschulten Geist eines Wissenschaftlers.

»Können Sie mir ein solches Schiff bauen?« fragte er schließlich.

Ich sagte ihm, daß ich das könnte, daß es aber wahrscheinlich langwieriger Versuche bedürfte, um geeignete Maschinen und Materialien zu entwickeln, die sich in einem Flugzeug verwenden ließen.

»Sie haben zwei- oder dreihundert Jahre Zeit«, sagte er lächelnd, »und alle Möglichkeiten stehen Ihnen offen. Materialien, die wir noch nicht haben, können wir entwickeln – der Wissenschaft ist nichts unmöglich.«

14

Ich erhielt eine Werkstatt in der Nähe des Tors der Physiker zugewiesen, am Ende der Kantum Lat. Ich erklärte mich hiermit einverstanden, weil das Gelände vor dem Tor ein ideales Flugfeld abgab, das ich mit meiner Maschine erreichen konnte, ohne den Verkehr zu stören.

Auf Anraten des Sanjong, das sich neben der Astronomie auch für dieses Projekt interessierte, widmete ich mich beiden Aufgaben zugleich.

Damit war meine Zeit ziemlich angefüllt und ich arbeitete mehr als vier Stunden am Tag. Aber die Arbeit gefiel mir, besonders die Konstruktion des Flugzeugs, und ich träumte von dem Tag, da ich die Venus in einem eigenen Flugschiff erforschen konnte.

Die Notwendigkeit, sich zu entspannen und zu vergnügen, wird in Havatoo nicht verkannt und Ero Shan holte mich ständig von meinem Zeichenbrett fort, um mich auszuführen. Es gab Theater, Kunstausstellungen, Musikspiele, Konzerte und Turniere verschiedenster Art. Viele der Sportarten sind sehr gefährlich und es gibt oft schwere Verletzungen

oder gar Todesfälle. Mindestens einmal im Monat kämpfen im großen Stadion Männer gegen wilde Tiere oder gegeneinander und einmal im Jahr findet das große Kriegsspiel statt. Ero Shan, Gara Lo, Ero Shans Freund, Nalte und ich besuchten das diesjährige Kriegsspiel zusammen. Nalte und ich wußten nicht, auf was wir uns gefaßt machen sollten.

»Niemand will mir etwas verraten«, sagte Nalte. »Ich sollte abwarten, hat man mir geraten. So etwas hätte ich noch nicht gesehen.«

»Das Spiel basiert wahrscheinlich auf der Anwendung modernster Kriegsmittel«, vermutete ich.

»Wir werden es bald wissen«, sagte sie. »Jetzt müßte es gleich losgehen.«

Das große Stadion, in dem zweihunderttausend Menschen Platz hatten, war brechend voll; auf den Rängen glitzerte der farbenfrohe Schmuck der Frauen und Männer, der jedoch nichts war gegen die überwältigende Schönheit dieser Menschen.

Plötzlich ging ein Raunen durch die Menge, das sich zu einem Aufschrei steigerte: »Sie kommen! Die Krieger!«

Von beiden Seiten marschierten Männer auf das Feld – Hundert mit weißen Lendenschürzen von der

einen, weitere Hundert mit roten Lendenschürzen von der anderen Seite.

Sie waren mit Schilden und kurzen Schwertern bewaffnet. Einen Augenblick lang standen sie sich abwartend gegenüber, dann fuhren zwei Wagen auf das Feld. In jedem saßen ein Fahrer und eine junge Frau. Der rote Wagen fuhr zu den Männern mit den roten Lendenschürzen, der weiße Wagen zu den Weißen.

Als sich die Formation auf diese Weise geschlossen hatte, paradierten die beiden Gruppen im Uhrzeigersinn einmal um das Feld. Die Menschen jubelten ihnen zu und als die Krieger ihren Rundgang beendet hatten, nahmen sie wieder die Ausgangsstellung ein.

Gleich darauf ertönte eine Trompete und die Roten und Weißen näherten sich einander. Ihre Formation änderte sich. Es gab eine Vorder- und eine Nachhut, die auf jeder Seite in der Flanke abgesichert wurde. Die Wagen blieben im Hintergrund, unmittelbar vor der Nachhut. Auf den Trittbrettern der Wagen hielt sich eine Anzahl von Kriegern auf.

Ich beugte mich zu Ero Shan hinüber. »Sagen Sie – worum geht es eigentlich?« fragte ich. »Ich möchte gern verstehen, was da unten vorgeht.«

»Ganz einfach«, erwiderte er. »Der Kampf dauert fünfzehn Vir (etwa eine Stunde irdischer Zeitrechnung) und die Partei, die die Königin der Gegenseite erobert, hat gewonnen.«

Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartete; jedenfalls war ich nicht auf die Ereignisse gefaßt, die sich jetzt da unten im Stadion abspielten. Die Roten bildeten einen Angriffskeil und rannten los. In dem nun folgenden Massaker wurden drei Männer getötet und über ein Dutzend verwundet und die Weißen hielten ihre Königin.

Wenn eine Königin zu sehr in Bedrängnis geriet, ergriff der Wagen die Flucht und die Nachhut trat an, um den Gegner zurückzuwerfen. Angriffe und Gegenangriffe schwemmten das Kampfgeschehen hierhin und dorthin. Manchmal schienen die Weißen nahe daran, die rote Königin zu erobern, doch gleich darauf war ihre Königin in Gefahr. Es gab auch viele Einzelkämpfe, bei denen die Beteiligten ihre große Geschicklichkeit unter Beweis stellten.

Das Ereignis schien so wenig mit den anderen Beobachtungen übereinzustimmen, die ich bisher in Havatoo gemacht hatte, daß ich keine rechte Erklärung fand. Diese Menschen hatten die höchste zivilisatorische Stufe erreicht, die man sich denken konnte – und wandten sich doch plötzlich der entsetzlichsten Barbarei zu. Es war

unglaublich. Was mich am meisten verwunderte, war das ungezügelte Vergnügen, mit dem die Zuschauer dem blutigen Schauspiel folgten.

Ich muß gestehen, daß ich mich seiner Wirkung nicht völlig entziehen konnte, aber ich war auch froh, als alles vorüber war. Keiner der Parteien war es gelungen, eine Königin zu erobern und von den zweihundert Kriegern, die an dem Kampf teilgenommen hatten, war kein einziger ohne Wunde geblieben. Fünfzig wurden tot vom Feld getragen und ich erfuhr später, daß noch weitere zehn Männer ihren Verletzungen erlagen.

Auf dem Rückweg fragte ich Ero Shan, warum ein derart brutales Schauspiel geduldet wurde und wieso die kultivierten Einwohner Havatoos daran Gefallen fanden.

»Wir haben nur wenige Kriege«, erwiderte er. »Äonenlang bestimmte der Krieg das Leben des Menschen. Er entsprach dem Abenteuersinn, der ein Teil seines Erbes ist. Unsere Psychologen haben festgestellt, daß der Mensch ein Ventil für diesen ererbten Drang braucht. Wenn dafür nicht Kriege oder irgendwelche gefährlichen Spiele herhalten können, wird er sich durch Verbrechen oder Streitereien Luft zu machen versuchen. Oder er würde stagnieren und an Langeweile sterben.«

*

Meine Begeisterung für das Flugzeugprojekt hatte womöglich noch zugenommen, denn ich sah vor meinen Augen eine Maschine erstehen, wie sie nirgendwo besser gebaut werden können. Hier in Havatoo hatte ich Hilfsmittel und Materialien zur Verfügung, die nur die Chemiker von Havatoo hervorbringen konnten; synthetisches Holz und Stahl und andere Werkstoffe, die einerseits bemerkenswert leicht waren, andererseits aber eine große Härte besaßen.

Für den Antrieb meines Flugzeugs hatte ich das auf der Erde nicht bekannte Element Vik-ro zur Verfügung, das auf ein anderes Element, Yorsan, in der Weise einwirkt, daß eine darin enthaltene Substanz namens Lor völlig aufgelöst wird. Dabei wird eine unglaubliche Energie freigesetzt. Ein Bröckchen von der Größe meiner Handfläche reichte aus, um das Schiff für alle Ewigkeit mit Energie zu versorgen. Ist es aus diesen Gründen verwunderlich, daß ich der Vollendung eines solchen Flugzeugs mit Ungeduld entgegenseh? Mit ihm konnte es mir nicht schwerfallen, Duare zu finden.

Schließlich war es soweit! Ich verbrachte den letzten Nachmittag zusammen mit meinen Assistenten damit, die Maschine noch einmal in allen ihren Funktionen zu überprüfen. Am nächsten Morgen sollte sie zu ihrem ersten Flug aufsteigen. Ich wußte, daß alles klappen würde.

An diesem Abend wollte ich mich etwas entspannen. Ich setzte mich daher mit Nalte in Verbindung und fragte sie, ob sie mit mir essen würde. Sie nahm meine Einladung mit einer Freude an, die mein Herz erwärmte.

Wir aßen in einem kleinen Garten auf dem Dach eines Gebäudes an der Ecke Yorgan Lat und Havatoo Lat, in der Nähe der Flußmauer.

»Wir haben uns lange nicht gesehen«, sagte Nalte. »Nicht seit dem Kriegsspiel. Ich nahm schon an, daß Sie mich vergessen hätten.«

»O nein«, erwiderte ich. »Ich habe nur Tag und Nacht an meinem Flugzeug gearbeitet.«

»Ich habe davon gehört«, sagte sie. »Aber niemand scheint etwas davon zu verstehen. Was ist das für eine Maschine und was tut sie?«

»Es ist ein Schiff, das schneller durch die Luft fliegt als ein Vogel.«

»Aber was hätte das für einen Sinn?« fragte sie.

»Es wird die Menschen schnell und sicher von einem Ort zum anderen tragen«, erklärte ich.

»Sie wollen doch nicht sagen, daß es Menschen transportiert!« rief sie.

»Aber natürlich! Warum sollte ich es sonst bauen?«

»Aber wie hält es sich in der Luft? Schlägt es mit den Flügeln wie ein Vogel?«

»Nein, es wird wie ein Vogel auf feststehenden Flügeln dahingleiten.«

»Aber wie gelangen Sie durch die Wälder, in denen die Bäume so dicht zusammenstehen?«

»Ich werde über den Bäumen fliegen!«

»So hoch? Das ist aber gefährlich!« sagte sie.
»Bitte bringen Sie sich nicht in Gefahr, Carson!«

»Es ist ganz ungefährlich«, versicherte ich ihr.
»Jedenfalls ungefährlicher, als durch einen Wald zu wandern. Wilde Tiere oder Menschen können einem Reisenden im Flugzeug nichts anhaben. Und ich werde nicht nur über die Bäume fliegen – ich werde auch die höchsten Berge überwinden!«

»Aber Sie werden niemals über die ganz großen Bäume Amtors fliegen, das weiß ich«, sagte sie.

Sie meinte die gigantischen Bäume, die eine Höhe von zweitausend Metern erreichen und ihre Feuchtigkeit aus dem inneren Wolkengürtel der Venus ziehen.

»Vielleicht werde ich sogar über diese Bäume fliegen«, erwiderte ich, »obwohl es bestimmt kein Vergnügen ist, das Flugzeug durch den dichten Nebel dort oben zu steuern.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde jedesmal Angst um Sie haben.«

»O nein, das wird sich schnell geben, wenn Sie die Maschine genauer kennen. Eines Tages werde ich Sie mit hinauf nehmen!«

»O nein!«

»Wir könnten nach Andoo fliegen«, sagte ich. »Ich habe daran gedacht, als ich das Flugzeug baute.«

»Nach Andoo!« rief sie. »Nach Hause! O Carson, wenn das nur möglich wäre!«

»Es ist möglich – wenn wir Andoo finden. Unser Flugzeug trägt uns überall hin. Wenn wir genug Nahrungsmittel und Wasser mitnehmen, könnten wir fünfzig Jahre lang in der Luft bleiben und so lange brauchen wir bestimmt nicht, um Andoo zu finden.«

»Es gefällt mir hier in Havatoo«, sagte sie nachdenklich. »Aber ich liebe auch meine Heimat. Ich möchte mein Volk wiedersehen. Aber ich würde auch gern hierher zurückkehren, wenn...«

»Wenn was?« fragte ich.

»Wenn Sie hier wären.«

Ich legte meine Hand auf die ihre. »Sie würden mir sehr fehlen.«

»Ich denke, Sie sind der beste Freund, den ich jemals gehabt habe«, sagte sie, warf mir einen schnellen Blick zu und lachte. »Wissen Sie...«, begann sie, unterbrach sich jedoch, errötete und senkte den Blick.

»Was soll ich wissen?« fragte ich.

»Warum soll ich es Ihnen nicht gestehen? Es gab eine Zeit, da ich der Meinung war, ich liebte Sie.«

»Das wäre eine große Ehre für mich gewesen, Nalte.«

»Ich versuchte es zu verbergen, weil ich wußte, daß Sie Duare liebten. Und jetzt hat mich Ero Shan in der letzten Zeit öfter besucht und ich habe gemerkt, daß ich bisher noch gar nicht wußte, was Liebe ist.«

»Sie lieben Ero Shan?«

»Ja.«

»Das freut mich. Er ist ein großartiger Bursche. Ich weiß, daß Sie beide glücklich sein werden.«

»Leider ist das nicht ganz so...«

»Was ist denn?«

»Ero Shan liebt mich nicht.«

»Woher wollen Sie das wissen? Ich verstehe nicht, wie er Sie nicht lieben könnte! Wenn ich Duare vor Ihnen nicht gekannt hätte...«

»Wenn er mich liebte, würde er es mir sagen«, unterbrach sie mich. »Manchmal habe ich den Eindruck, er glaubt, daß ich zu Ihnen gehöre. Immerhin sind wir zusammen hier angekommen und haben uns auch seither mehrmals getroffen.«

Wir hatten unsere Mahlzeit beendet und ich schlug vor, daß wir noch etwas in der Stadt herumfahren und dann ein Konzert besuchen sollten.

»Gehen wir lieber ein wenig spazieren!« sagte Nalte und wir erhoben uns. »Wie schön der Ausblick von hier oben ist!«

Erhellt von dem geheimnisvollen Schimmer der amtorischen Nacht, erstreckte sich der Fluß als bleiches Band oberhalb und unterhalb der Stadt, während das düstere Kormor am anderen Ufer nur ein schwarzer Fleck in der Dunkelheit der Nacht war. Nur wenige Lichter brannten dort drüben.

Wir folgten dem Bürgersteig der Havatoo Lat, bis wir zu einer schmalen Seitenstraße kamen, die vom Fluß fortführte.

»Gehen wir hier hinein«, schlug Nalte vor. »Mir ist heute abend mehr nach Ruhe und Dunkelheit zumute.«

Die Straße, in die wir eingebogen waren, lag im Yorgan-Sektor der Stadt; sie war kaum erleuchtet und der Bürgersteig lag verlassen.

Wir hatten erst wenige Meter zurückgelegt, als sich eine Tür hinter uns öffnete und ich Schritte auf dem Bürgersteig hörte. Ich hatte kaum Zeit, mir Gedanken darüber zu machen, als ich auch schon von hinten ergriffen wurde. Als ich mich herumwarf, sah ich, daß ein zweiter Mann eben Nalte umfing, ihr die Hand auf den Mund preßte und sie in den Hauseingang zerrte, aus dem die beiden Angreifer gekommen waren.

15

Ich versuchte mich aus dem Griff des Mannes zu befreien, der mich umklammert hielt, aber er war sehr stark. Doch ich konnte mich soweit herumwinden, daß ich einige Schläge anbringen konnte, während er versuchte, mich zu erwürgen.

Obwohl wir nicht sprachen, mußten wir einen ziemlichen Lärm in der stillen Straße gemacht haben, denn im nächsten Augenblick wurde über uns ein Fenster geöffnet und gleich darauf kamen mehrere Männer und Frauen aus den Häusern gestürzt. Aber ehe jemand in unseren Kampf eingreifen konnte, hatte ich meinen Gegner schon zu Boden gezwungen und hockte über ihm, die Hände um seinen Hals gelegt. Ich hätte ihn wahrscheinlich umgebracht, wenn mich nicht die Männer zur Seite gezerrt hätten.

Sie waren schockiert und ärgerlich über die Störung und wollten nicht auf das hören, was ich ihnen zu sagen versuchte. Wir wurden verhaftet. »Der Richter wird Sie anhören«, war alles, was man mir sagte.

Wir wurden in einen großen Wagen gestoßen, der einem der Bürger gehörte und auf dem kürzesten Wege fuhren wir zum Verwaltungsgebäude neben den Zentrallabors. In Havatoo verschwendet man keine Zeit. Das Gericht, das aus fünf Mitgliedern bestand, trat in einem großen Raum zusammen, der eine Art Bibliothek zu sein schien.

Einer der Richter fragte uns nach unseren Namen, und als wir unsere Angaben gemacht hatten, traten zwei Schreiber an die Regale und begannen in dicken Büchern zu blättern.

Dann wandten sich die Richter an die Männer, die uns verhaftet hatten und fragten sie aus. Während unser Kampf in allen Einzelheiten beschrieben wurde, legte einer der Schreiber ein Buch geöffnet vor die Richter hin, während der andere weitersuchte.

Aus dem Buch las ein Richter sodann meine Personalien vor und die Umstände, die zu meiner Ernennung als Bürger Havatoos geführt hatten.

Schließlich wurde ich gebeten, die Angelegenheit zu schildern. In kurzen Worten beschrieb ich den überraschenden Angriff der beiden Männer und die Entführung Naltes und schloß mit den Worten: »Anstatt hier Zeit zu verlieren, sollten Sie mir bei der Suche nach dem Mädchen behilflich sein!«

»Der Frieden Havatoos ist wichtiger als das Leben irgendeines Individuums«, erwiderte der Richter. »Wenn wir festgestellt haben, wer für den Friedensbruch verantwortlich ist, werden wir die andere Angelegenheit behandeln.«

Jetzt kam der zweite Schreiber an den Tisch. »Der Name des Gefangenen, der sich Mal Un nennt, ist in den Unterlagen Havatoos nicht verzeichnet.«

Alle wandten sich dem Angreifer zu und zum erstenmal bekam ich ihn richtig zu sehen – vor allem seine Augen! Im gleichen Augenblick wurde ich an die Kälte seiner Hände und seines Halses erinnert, die ich bisher nur unbewußt wahrgenommen hatte. Ein Toter hatte mich überfallen!

Ich wandte mich den Richtern zu. »Jetzt versteh ich!« rief ich. »Als ich nach Havatoo kam, erzählte man mir, daß es nur wenige böse Menschen in der Stadt gibt, daß aber von Zeit zu Zeit auf einem unbekannten Wege Verbrecher aus Kormor herüberkämen und Unheil stifteten. Dieser Mann stammt aus Kormor. Er ist ein toter Mann – er ist bereits eine Leiche. Er und sein Begleiter haben im Auftrag von Skor versucht, Nalte und mich zu entführen!«

Die Richter machten einige schnelle und einfache Versuche, um Mal Uns Identität festzustellen; dann flüsterten sie einen Augenblick miteinander. Schließlich räusperte sich der Sprecher des Gerichts

und sagte: »Mal Un, Sie werden enthauptet und verbrannt. Carson Napier, Sie sind hiermit jeglicher Schuld freigesprochen und in Ehren entlassen. Sie können die Suche nach Ihrer Begleiterin aufnehmen und sich dabei der Hilfe jedes Bürgers von Havatoo versichern.«

Als ich den Raum verließ, hörte ich das höhnische Gelächter Mal Uns, das mir unangenehm in den Ohren klang. Der Tote lachte, weil man ihn zum Tode verurteilt hatte!

Natürlich dachte ich in meiner Notlage sofort an Ero Shan, der mich vor den Affenmenschen gerettet hatte. Da mein Wagen noch in der Gegend stand, in der wir überfallen worden waren, nahm ich ein öffentliches Fahrzeug und ließ mich zu dem Haus bringen, in dem Ero Shan heute abend Gast war.

Ich ließ ihm sagen, daß ich ihn sehr dringend sprechen müßte. Einen Augenblick später kam er heraus.

»Was bringt Sie hierher, Carson?« fragte er. »Ich hatte angenommen, daß Sie den Abend mit Nalte verbringen wollten.«

Als ich ihm von den Ereignissen berichtete, wurde er bleich. »Wir dürfen keine Zeit verlieren!« rief er. »Können Sie das Haus wiederfinden?«

Ich bejahte die Frage. »Diese Tür werde ich so schnell nicht wieder vergessen.«

»Schicken Sie Ihren Wagen fort. Wir nehmen meinen«, sagte er. Minuten später rasten wir schon auf die Straße zu, in der Nalte entführt worden war.

»Ich kann nachfühlen, wie Ihnen zumute sein muß, mein Freund«, sagte Ero Shan. »Die Frau zu verlieren, die man liebt – und was für eine Frau! Es läßt sich nicht in Worte fassen.«

»Ja«, erwiederte ich, »und wenn ich Nalte geliebt hätte, könnte ich nicht betrübter sein, als ich es jetzt bin.«

»Und wenn Sie Nalte geliebt hätten?« wiederholte er ungläubig. »Aber Sie lieben sie doch, oder nicht?«

»Wir waren nur sehr gute Freunde«, erwiederte ich, »Nalte hat mich nicht geliebt.«

Ero Shan antwortete nicht, sondern richtete seine Aufmerksamkeit auf die Straße. Bald erreichten wir unser Ziel und hielten neben der Treppe in der Nähe des Hauses. Gleich darauf standen wir vor der Tür.

Da uns auf wiederholtes Klopfen nicht geantwortet wurde, drückte ich die Tür auf, die nicht verschlossen war.

Zusammen betraten wir das düstere Haus und ich begann zu bedauern, daß wir unbewaffnet gekommen waren. Im friedlichen Havatoo brauchte man normalerweise keine Waffen. Ero Shan machte einen Lichtschalter ausfindig und im Schein der Lampen stellten wir fest, daß der Raum nicht möbliert war.

Das Haus ragte noch zwei Stockwerke über den Bürgersteig hinaus; natürlich gab es darunter noch das Erdgeschoß. Wir suchten zuerst oben und ließen auch das Dach nicht aus, das in Havatoo oft als Garten benutzt wird; aber wir fanden keinen Hinweis darauf, daß hier kürzlich jemand gewohnt hatte. Schließlich befaßten wir uns mit der unteren Etage, konnten jedoch ebenfalls nichts feststellen. Hier war ein Parkplatz für Wagen und im hinteren Teil eine Anzahl dunkler Lagerräume.

»Es scheint niemand hier zu sein«, sagte Ero Shan. »Offenbar hat man Nalte in ein anderes Haus gebracht. Wir werden die Nachbarschaft durchsuchen müssen, aber dafür ist die Genehmigung des Sanjong erforderlich. Kommen Sie, wir besorgen uns die Genehmigung.«

»Gehen Sie ruhig«, erwiderte ich. »Ich bleibe hier. Das Gebäude muß bewacht werden.«

»Sie haben recht«, sagte er. »Ich bin bald zurück!«

Nachdem Ero Shan gegangen war, nahm ich mir das Haus noch einmal vor. Wieder ging ich von Raum zu Raum und suchte nach einem Ort, wo man einen Menschen verstecken konnte. Nachdem ich auf diese Weise alle Zimmer in den oberen Stockwerken durchsucht hatte, ging ich auch noch einmal durch das Erdgeschoß. Überall lag dichter Staub; ich bemerkte jetzt jedoch in einem der hinteren Räume eine Stelle, an der die Staubschicht aufgewühlt war. Bei unserem ersten Rundgang war mir nichts aufgefallen, aber da weder Ero Shan noch ich hierfür verantwortlich waren, wurde ich stutzig. Vielleicht hatte diese Tatsache etwas zu bedeuten.

Sorgfältig untersuchte ich den Fußboden und stellte Fußabdrücke fest, die sich der Wand näherten. Ich untersuchte die Wand, die mit Paneelen aus synthetischem Holz bedeckt war, wie es in Havatoo viel verwendet wird. Als ich dagegenklopfte, klang es hohl.

Die einzelnen Paneelen waren etwa einen Meter breit und am oberen Teil des Rechtecks, für das ich mich interessierte, bemerkte ich jetzt ein Loch von zwei Zentimetern Durchmesser. Ich steckte den Zeigefinger hinein und stieß gegen eine Art Hebel. Ich drückte und im gleichen Augenblick schwang mir das Paneel entgegen und enthüllte eine düster gähnende Öffnung.

Mit Mühe machte ich die Umrisse von Steinstufen aus, die in die Tiefe führten. Kein Geräusch war zu hören. Natürlich war ich davon überzeugt, daß der Entführer diese Treppe benutzt hatte.

Ich hätte auf Ero Shan warten sollen, aber ich glaubte, daß Nalte in Gefahr wäre und daß ich keine einzige kostbare Minute verschwenden dürfte.

Ich begann also meinen Abstieg und fast augenblicklich schloß sich das Paneel hinter mir. Undurchdringliche Dunkelheit umgab mich und ich mußte mich vorsichtig vorwärtstasten. Jeden Augenblick konnte sich Naltes Entführer auf mich stürzen. Es war ein wenig angenehmes Gefühl.

Die Treppe, die offensichtlich aus dem rohen Kalkstein herausgehauen war, auf dem sich Havatoo erhebt, führte in eine große Tiefe. Als sie endlich zu Ende war, tastete ich mich vorsichtig durch einen schmalen Korridor. Von Zeit zu Zeit hielt ich inne und lauschte und zuerst hörte ich überhaupt nichts. Es herrschte Totenstille.

Nach kurzer Zeit begannen die Wände feucht zu werden und zu tropfen. Ein entferntes Geräusch, ein kaum wahrnehmbares Rauschen schien jetzt den unterirdischen Korridor wie eine unbestimmte Drohung zu erfüllen.

Immer weiter führte mich mein Weg. Ich kam nur sehr langsam voran, denn ich mußte mit äußerster Vorsicht jeden einzelnen Schritt erkunden. Ich konnte nicht wissen, was mich erwartete.

Endlich stieß mein vorgestreckter Fuß gegen ein Hindernis, das sich als die unterste Stufe einer nach oben führenden Treppe erwies.

Vorsichtig stieg ich hinauf und kam nach einiger Zeit an eine Wand, die mir den Weg versperrte. Ich war sicher, daß ich eine Tür vor mir hatte und begann nach einem Verschluß zu suchen. Bald hatte ich den Hebel auch gefunden und das Paneel ließ sich bewegen. Ich schob die Tür vorsichtig einen Spaltbreit auf und spähte hindurch.

Ich sah in einen Raum, der vom nächtlichen Schimmer Amtors nur schwach erhellt wurde. Ich öffnete die Tür ein Stückchen weiter und stellte fest, daß niemand in dem Zimmer war. Ehe ich die Tür hinter mir zufallen ließ, überzeugte ich mich, daß sie auch von dieser Seite geöffnet werden konnte.

Der Raum, in dem ich mich befand, war schmutzig und voller Unrat. Ein ekelregender Verwesungsgeruch lag in der Luft.

In der gegenüberliegenden Wand befanden sich drei Öffnungen, eine Tür und zwei Fenster; die Tür führte auf einen Hof zwischen der Hauswand und einer hohen Mauer.

Das Erdgeschoß des Gebäudes bestand aus drei Zimmern, die ich hastig durchsuchte; außer alten, zerbrochenen Möbeln und sonstigem Unrat enthielten sie jedoch nichts. Die drei Zimmer im Obergeschoß boten ein ähnliches Bild. Da Nalte also nicht hier war, mußte ich meine Suche fortsetzen.

Ich blickte aus einem Fenster im ersten Stockwerk und stellte fest, daß vor der Mauer eine schmale, düstere Straße verlief, die von verfallenen und schmutzigen Häusern gesäumt wurde. Aber ich wußte auch so, wo ich mich befand – nämlich in Kormor, der Hauptstadt des grausamen Jong von Morov. Der Tunnel, dem ich gefolgt war, führte unter dem großen Fluß hindurch, der von den Amtoriern Gerlat kum Rov, der Fluß des Todes, genannt wird. Jetzt wußte ich auch, daß Skor für Naltes Entführung verantwortlich war.

Von Zeit zu Zeit kamen Fußgänger an dem Haus vorbei. Sie schlurften langsam dahin. Irgendwo in dieser Stadt der Toten befand sich Nalte und sie war in Todesgefahr! Schon bei dem Gedanken daran wurde mir kalt. Ich mußte sie finden! Aber wie sollte ich das anstellen?

Ich stieg in den Hof hinab und trat durch ein Tor auf die Straße. Nur der natürliche Schimmer des venusianischen Himmels erhellt die Szene. Ich wußte nicht, welche Richtung ich einschlagen mußte, nur,

daß ich nicht stehenbleiben durfte, wenn ich nicht auffallen wollte.

Soweit ich Skor kannte, mußte sich das Mädchen bei ihm befinden und so kam es also darauf an, den Palast des Königs ausfindig zu machen. Wenn ich nur einen der Fußgänger nach dem Weg hätte fragen können! Aber das wagte ich doch nicht, denn es konnte gefährlich sein, in dieser Stadt nicht zu wissen, wo der Palast des Jong lag.

Zwei Männer kamen mir entgegen und im Vorbeigehen bemerkte ich ihre schmutzige und zerfetzte Kleidung. Sie blieben einen Augenblick stehen und starrten mich an, gingen dann aber doch weiter.

Ich begriff, daß mein sauberer Lendenschurz, mein Schmuck und mein energischer Schritt zu auffällig waren. Ich mußte mich verkleiden, was jedoch leichter gesagt als getan war.

Ich kehrte in das wenig einladende Haus zurück, das ich eben verlassen hatte, denn ich erinnerte mich an einige alte Lumpen und abgelegte Kleidungsstücke, die ich dort gesehen hatte und die mir vielleicht nützen konnten.

Wenige Minuten später hatte ich die saubersten der Kleidungsstücke angelegt und trat wieder auf die Straße hinaus. Um die Täuschung vollkommen

zu machen, begann ich mit gebeugtem Kopf dahinzuschlurfen.

Wieder kamen mir Fußgänger entgegen, die sich allerdings nicht mehr besonders für mich interessierten. Da wußte ich, daß meine Verkleidung ausreichte und ich jetzt dem äußersten Anschein nach einer von den zahlreichen Toten war, die diese Stadt bevölkerten.

In einigen Häusern brannten schwache Lampen. Geräusche waren nicht zu hören; niemand sang, niemand lachte. Irgendwo in dieser Stadt des Schreckens war Nalte gefangen. Daß ein derart liebliches Wesen diese verkommene Luft atmen mußte, war allein schon unvorstellbar; hinzu kam, daß ihr Leben an einem seidenen Faden hing.

Wenn Skor in der Stadt war, nahm er ihr in einem wahnsinnigen Wutanfall vielleicht das Leben – aus Rache dafür, daß sie ihm einmal entkommen war. Ich hoffte jedoch, daß er sich gerade in seinem Landschloß aufhielt und daß seine Gefolgsleute Nalte gefangenhielten, bis er in die Stadt zurückkehrte. Aber wie konnte ich mir Gewißheit verschaffen?

Ich wußte, daß es gefährlich war, irgendeinen der Einwohner dieser Stadt zu fragen, kam jedoch schließlich zu der Überzeugung, daß es keine andere Möglichkeit gab, wenn ich Skors Haus schnell finden wollte.

Ziellos wanderte ich umher. Nichts deutete daraufhin, daß ich mich einem besseren Stadtteil näherte – einem Stadtteil, in dem sich der Palast des Jong befinden mochte. Die Häuser waren ausnahmslos niedrig, düster und verkommen.

Ich erblickte einen Mann an einer Straßenkreuzung und blieb vor ihm stehen. Er blickte mich aus glasigen Augen an.

»Ich bin vom Wege abgekommen«, sagte ich.

»Wir sind alle vom Wege abgekommen«, erwiderte er undeutlich.

»Ich kann das Haus nicht finden, in dem ich wohne.«

»Geh doch in irgendein Haus; was macht das schon für einen Unterschied?«

»Ich möchte aber in mein eigenes Haus.«

»Na, dann such es doch! Wie soll ich wissen, wo es liegt, wenn du es nicht weißt?«

»Es liegt neben dem Haus des Jong«, sagte ich.

»Dann geh doch zum Haus des Jong«, sagte er unfreundlich.

»Und wo ist das?« fragte ich im gleichen Tonfall.

Er deutete die Straße hinab, der ich bereits gefolgt war, wandte sich um und schlurfte davon. Ich setzte mich wieder in Bewegung, und obwohl ich

mein Ziel möglichst schnell erreichen wollte, wagte ich meine Schritte nicht zu beschleunigen, sondern schlurfte nur müde dahin, wie ich es bei den anderen gesehen hatte.

Irgendwo vor mir lag der Palast Skors, des Jong von Morov, der Palast, in dem ich Nalte finden würde. Aber wenn ich sie gefunden hatte – was dann?

16

Skors Palast war ein dreistöckiges Gebäude, das in seiner düsteren Häßlichkeit der Waldfestung ähnelte, aus der wir geflüchtet waren, wenn es auch wesentlich größer war. Seine Wirkung wurde weiter dadurch beeinträchtigt, daß es nicht frei stand, sondern die verkommenen Behausungen fast unmittelbar an seine Außenmauern grenzten. Vor dem großen Tor stand ein Dutzend Wächter.

Langsam schlurfte ich an dem Tor vorbei und beobachtete die Szene aus den Augenwinkeln. Es schien sinnlos, sich hier Einlaß zu verschaffen. Die Wächter waren zu zahlreich. Welchen Grund konnte ich außerdem angeben? Welchen Grund würden sie akzeptieren und mich durchlassen?

Ich mußte mir etwas anderes einfallen lassen und erst wenn mir das nicht gelang, durfte ich es bei den Toren versuchen.

Ich folgte der hohen Mauer, die das Palastgrundstück umschloß, ohne eine Stelle zu finden, an der ich sie erklimmen konnte. Sie war etwa dreieinhalb Meter hoch.

Auf diese Weise kam ich an die Rückseite des Schlosses. Auf der Straße, die an der Mauer entlanglief, häufte sich der Unrat, aber ich entdeckte nichts, was ich als Leiter benutzen konnte.

Auf der anderen Seite erhoben sich ärmliche Behausungen, von denen viele verlassen schienen. Nur hier und da leuchtete ein schwaches Licht. An einem dieser Häuser bemerkte ich plötzlich eine halb geöffnete Tür, die nur noch in einem Scharnier hing und mir kam ein Gedanke.

Ich überquerte die Straße. Das Haus schien unbewohnt zu sein. Vorsichtig lauschte ich, doch war nichts zu hören. Hastig durchsuchte ich die Räume und widmete mich dann der Tür. Zu meiner Freude stellte ich fest, daß sie sich leicht aus dem Scharnier heben ließ.

Ich blickte vorsichtig in beiden Richtungen die Straße entlang, nahm die Tür auf, trug sie zur Schloßmauer und lehnte sie dagegen.

Wieder sah ich mich verstohlen um. Niemand war zu sehen.

Behutsam kletterte ich auf die Tür und als ich mich aufrichtete, mühsam das Gleichgewicht haltend, konnte ich die Oberkante der Mauer greifen. Alle Vorsicht in den Wind schlagend, zog ich mich hoch und ließ mich auf der anderen Seite

fallen. Ich konnte es nicht wagen, auch nur eine Sekunde auf der Mauerkrone sitzenzubleiben. Vom Schloß und von der Straße aus wäre ich deutlich sichtbar gewesen.

In diesem Augenblick mußte ich an die bösartigen Kazars denken, die Skor in seinem Landschloß hielt und ich hoffte inständig, daß er sie nicht mit in die Stadt gebracht hatte. Aber ich blieb unbehelligt. Niemand schien mein Eindringen bemerkt zu haben.

Vor mir erhob sich der düstere Schatten des Palastes. Der Hof war gepflastert und wirkte ebenso kahl wie der Hof in Skors anderem Schloß.

Hastig ging ich am Gebäude entlang und suchte nach einem Eingang. Drei Stockwerke hoch ragte es neben mir auf. Zahlreiche Fenster waren vergittert. Hinter einer dieser Öffnungen mußte Nalte sein.

Ich wagte es nicht, zur Vorderseite des Palastes zu gehen, um nicht den Wächtern in die Hände zu fallen. Schließlich entdeckte ich eine kleine Tür, die verschlossen war. Dicht daneben war jedoch ein offenes Fenster. Der Raum dahinter lag im Dunkeln. Nachdem ich einen Augenblick gelauscht hatte, sprang ich leise auf das Fensterbrett und ließ mich innen zu Boden gleiten. Endlich befand ich mich im Palast des Jong von Morov!

Der Raum führte auf einen kaum erleuchteten Korridor, der verlassen war. Ich zog die Tür hinter mir zu und bewegte mich vorsichtig nach links. In dieser Richtung waren Geräusche zu hören. Ich stieß bald auf einen breiten und besser erleuchteten Korridor, in dem tote Männer und Frauen hin und her eilten. Sie trugen schwer beladene Teller und Platten in die eine Richtung, während leeres Geschirr in die andere Richtung gebracht wurde.

Ich wußte, daß ich die Gefahr auf mich nahm, entdeckt zu werden, aber dieses Risiko mußte ich früher oder später doch einmal eingehen. Ich stellte fest, daß die Bediensteten geschminkt waren, so daß ihre Gesichter zu leben schienen und nur ihre Augen und der schlurfende Gang verrieten die Wahrheit. Meine Augen konnte ich zwar nicht verändern, aber ich hielt den Blick gesenkt, als ich jetzt hinter einem Mann den Korridor hinausschlurfte, der eine große Platte mit Fleisch trug.

Ich folgte ihm in einen Saal, in dem etwa vierzig Männer und Frauen an einer großen Tafel saßen. Endlich hatte ich es also mit lebenden Menschen zu tun – mit den Herrschern von Kormor. Allerdings wirkte die Gesellschaft nicht besonders fröhlich, was ich angesichts der beklemmenden Umgebung verstehen konnte. Die Männer sahen gut aus

und die Frauen waren schön. Ich fragte mich, was sie in dieser Stadt des Todes hielt.

Aber die vierzig Gäste waren nicht allein. Eine dichtgedrängt stehende Menschenmenge begaffte sie und die Diener hatten kaum Platz, um den Tisch herumzugehen. Die Zuschauer waren so gut geschminkt, daß ich sie zuerst ebenfalls für Lebende hielt. Doch bald stellte ich meinen Irrtum fest; kein noch so gutes Make-up konnte ihren leblosen Blick vertuschen. Wie ich diese Wesen bedauerte!

Ich witterte eine Chance, mich in der Menschenmenge zu verlieren und drängte mich langsam vorwärts, bis ich mich dicht hinter einem großen, thronähnlichen Sessel befand, der am Kopfende der Tafel stand. Das mußte Skors Platz sein.

Am anderen Ende des Raumes ertönten plötzlich Fanfarenstöße und die Gäste erhoben sich und wandten sich in diese Richtung. Vier Trompeter marschierten in den Festsaal, gefolgt von acht Soldaten in festlicher Rüstung. Hinter den Soldaten schritten ein Mann und eine Frau, die meinem Blick teilweise entzogen waren. Den Schluß der Prozession bildeten weitere acht Krieger.

Und jetzt traten die Trompeter und die Soldaten zur Seite und bildeten ein Spalier, durch das der Mann und die Frau näherkamen. Ich erkannte sie

und das Herz wollte mir stehen bleiben. Es war Skor und *Duare!*

Duares Mut schien ungebrochen – es wäre auch schwierig gewesen, dieses Mädchen zu unterjochen –, aber der Schmerz und die Hoffnunglosigkeit in ihrem Blick trafen mich wie ein Dolchstoß ins Herz. Und doch zugleich erfüllte Hoffnung meine Brust, denn ihr Gesichtsausdruck verriet mir, daß Skor seine schlimmste Drohung noch nicht wahrgemacht hatte – sie *lebte!*

Man setzte sich. Skor nahm seinen Platz am Kopfende der Tafel ein, während sich Duare zu seiner Rechten niederließ – kaum drei Schritte von mir entfernt. Auch die Gäste nahmen wieder Platz.

Ich war gekommen, um Nalte zu retten und ich hatte Duare gefunden. Wie konnte ich sie befreien? Ich mußte irgend etwas unternehmen – aber was? Ich durfte nicht vergessen, daß ich mich in der Festung des Gegners befand, der mir tausendfach überlegen war und daß ich aus diesem Grunde mit Gewalt nichts erreichen konnte.

Ich sah mich in dem Saal um. Auf einer Seite waren Fenster, in der Mitte der gegenüberliegenden Wand gähnte eine kleine Tür, auf der anderen Seite befanden sich die großen Türen, die den Hauptzugang bildeten und hinter mir war eine weitere Türöffnung. Ich hatte noch keinen Plan.

Ich sah, wie Skor mit der Faust auf den Tisch schlug. Die Gäste blickten auf. Skor hob einen Kelch und die Gäste folgten seinem Beispiel.

»Auf den Jong!« rief er.

»Auf den Jong!« wiederholten die Gäste.

»Trinkt!« befahl Skor und die Gäste tranken.

Dann hielt Skor eine Rede. Sie enthielt eine Episode, die Skor offensichtlich amüsant fand. Als er sie erzählt hatte, hielt er wartend inne. Schweigen. Skor runzelte die Stirn. »Lacht!« brüllte er und die Gäste lachten hohl und freudlos. Als ich dieses Gelächter hörte, kamen mir die ersten Zweifel.

Nachdem Skor seine Rede beendet hatte, herrschte wieder Schweigen in der unheimlichen Tischrunde, bis er befahl: »Beifall!« Als der Applaus aufbrandete, der durchaus spontan und begeistert klang, lächelte Skor und verbeugte sich in alle Richtungen.

»Eßt!« befahl er dann und die Gäste beugten sich über ihre Teller. »Sprecht!« befahl er schließlich und eine allgemeine Konversation begann.

»Laßt uns fröhlich sein!« rief Skor. »Es ist ein glücklicher Augenblick für Morov! Ich stelle euch eure zukünftige Königin vor!« Und er deutete auf Duare. Doch seine Gäste schwiegen nur. »Beifall!«

knurrte Skor und als sie dem Befehl gefolgt waren, drängte er sie wieder, fröhlich zu sein. »Lachen wir zusammen!« sagte er. »Von meiner Linken ausgehend, werdet ihr nacheinander lachen und wenn wir einmal um den Tisch herum sind, fangt ihr wieder von vorne an.«

Ein unheimliches Auf und Ab des Lachens wanderte um den Tisch. Was für eine Travestie der Fröhlichkeit!

Ich stand jetzt direkt hinter Skors Sessel. Hätte sich Duare umgesehen, wäre ich ihr bestimmt nicht entgangen, aber sie starrte nur düster vor sich hin.

Skor beugte sich zu ihr hinüber und sagte: »Sind das nicht herrliche Exemplare? Siehst du, ich komme der Erfüllung meines Traums immer näher. Ich erziele immer bessere Ergebnisse. Nicht zu vergleichen mit den Kreaturen in meinem anderen Schloß. Und dann die Gäste hier am Tisch! Selbst ihre Augen scheinen zu leben! Bald habe ich mein Ziel erreicht. Bald kann ich einem Toten richtiges Leben einhauchen. Was für eine Nation ich dann schaffen kann! Und ich werde Jong dieser Nation sein und du wirst Vadjong.«

»Aber ich möchte nicht Vadjong werden«, erwiderte Duare. »Ich möchte nur meine Freiheit.«

Ein toter Mann, der ihr gegenüber saß, blickte auf. »Die wollen wir alle«, sagte er, »aber wir werden sie wohl nie bekommen.« Im gleichen Augenblick war er mit Lachen an der Reihe und er lachte. Es war entsetzlich. Ich sah, wie Duare zusammenfuhr.

Skor erbleichte und starnte den Sprecher finster an. »Ich will dir das Leben geben!« rief er ärgerlich, »und du weißt meine Wohltat nicht zu schätzen!«

»Wir wollen gar nicht leben«, erwiederte der Tote. »Wir wünschen uns nur den Tod. Geben Sie uns den Tod wieder – lassen Sie uns in Frieden in unsere Gräber zurückkehren.«

Bei diesen Worten sprang Skor wütend auf. Er zog sein Schwert und hieb damit nach dem Mann. Die Schwertspitze riß eine häßliche Wunde, die von der Schläfe zum Kinn aufklaffte. Sie blutete nicht.

Der tote Mann lachte. »Einen Toten können Sie nicht verletzen.«

Skor war außer sich und rang vergeblich um Worte. Schaum trat ihm vor den Mund. Wenn ich in meinem Leben jemals einen Verrückten zu Gesicht bekam, dann in diesem Augenblick. Plötzlich wandte er sich Duare zu.

»Du bist an allem schuld!« kreischte er. »Du darfst nie wieder vor meinen Untertanen so zu mir sprechen! Du bist die Königin! Ich werde dich zur Königin von Morov, zu einer *lebendigen* Königin,

machen – du kannst aber auch das Schicksal dieser anderen teilen! Du hast die Wahl!«

»Geben Sie mir den Tod«, sagte Duare.

»Den werde ich dir niemals gönnen – jedenfalls nicht den wirklichen Tod, sondern nur die Existenz dieser Wesen hier!«

Schließlich war die beklemmende Mahlzeit vorüber. Skor erhob sich und bedeutete Duare, ihm zu folgen. Er verließ den Saal nicht auf dem Wege, auf dem er ihn betreten hatte, sondern ging auf die kleine Tür am anderen Ende zu. Die Zuschauer machten ihm und Duare bereitwillig Platz.

Skor hatte sich so plötzlich erhoben und umgewandt, daß ich schon glaubte, er müßte mich entdecken, aber er ging an mir vorüber. Ich folgte ihm und Duare und rechnete jeden Augenblick damit, daß sich mir eine kalte Hand auf die Schulter legen würde.

Aber es schien sich niemand um mich zu kümmern. Ich trat hinter den beiden durch die kleine Tür.

Lautlos folgte ich ihnen. Der Korridor, in dem wir uns jetzt befanden, war verlassen. Skor machte vor einer Tür halt und öffnete sie. Dahinter wurde ein Zimmer sichtbar, das ich auf den ersten Blick für einen Lagerraum hielt, denn es war angefüllt

mit den verschiedensten Gegenständen – Möbeln, Vasen, Waffen, Kleidungsstücken und Bildern. Es herrschte ein unglaubliches Durcheinander und über allem lagerte eine dicke Staubschicht.

Skor blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und schien das Sammelsurium mit Stolz zu überblicken. »Was hältst du davon?« fragte er.

»Wovon?« fragte Duare.

»Von diesem wundervollen Raum«, sagte er. »In ganz Amtor gibt es keinen schöneren Raum, nirgendwo gibt es eine vollkommenere Sammlung herrlicher Gegenstände, der ich jetzt den allerschönsten hinzufüge – dich! Duare, dieses wird dein Zimmer sein – das Privatzimmer der Königin von Morov!«

Ich trat ein und schloß die Tür hinter mir, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß sich niemand sonst in dem Zimmer aufhielt und je eher ich etwas unternahm, desto besser.

Leider machte die Tür ein leises Geräusch, als sie hinter mir ins Schloß fiel. Skor wirbelte herum.

Er erkannte mich sofort und lachte hämisch auf, als er sein Schwert zog und meinen Angriff im Keim erstickte; wenn einem eine Schwertspitze vor die Brust gehalten wird, ist man äußerst vorsichtig.

»Du bist das also!« höhnte er. »Wie nett, dich wiederzusehen! Mit dieser Ehre hatte ich nicht gerechnet! Ich hielt es schon für ein großes Glück, die beiden Mädchen wiederzubekommen. Und jetzt bist *du* da! Was für einen Spaß wir haben werden!«

Bei diesen Worten veränderte sich seine Stimme. Hatte sie zuerst ironisch geklungen, so wurde sie plötzlich zu einem gefährlichen Zischen und in seinen Augen glitzerte dasselbe wahnsinnige Feuer, das ich schon einmal bemerkt hatte.

Hinter ihm stand Duare und starrte mich mit weitaufgerissenen Augen an, in denen sich Verwunderung und Entsetzen spiegelte. »Oh, warum sind Sie gekommen Carson!« rief sie. »Jetzt wird er Sie umbringen!«

»Ich werde dir sagen, warum er gekommen ist«, sagte Skor. »Er ist wegen des Mädchens Nalte hier, nicht deinetwegen! Du bist schon sehr lange in dieser Stadt, aber er hat sich nicht um dich gekümmert! Heute nacht hat einer meiner Leute Nalte aus Havatoo entführt. Meine Spione haben die beiden dort zusammen gesehen. Ich weiß nicht, wie er hierhergekommen ist, aber jedenfalls ist er hier und er bleibt hier – für immer!«

Er ließ die Schwertspitze vorschnellen. »Wie möchtest du sterben, du Narr?« schnaubte er. »Vielleicht durch einen schnellen Stoß ins Herz? Das würde dich wenigstens nicht entstellen. Du wirst ein feines Exemplar abgeben! Komm, was hast du zu sagen? Vergiß nicht, daß das deine letzte Chance ist, eigene Gedanken zu denken; später werde ich das Denken für dich übernehmen! Du wirst an meiner Tafel sitzen und lachen, wenn ich es dir befehle. Du wirst die beiden Frauen sehen, die dich geliebt haben; aber sie werden vor der Berührung deiner eiskalten Finger zurückschrecken – vor deinen kalten, toten Lippen. Und immer wenn du sie siehst, werden sie mit Skor zusammen sein, in dessen Adern das helle Blut des Lebens fließt!«

Meine Situation schien hoffnungslos. Das Schwert war zweischneidig und ich konnte nicht hoffen, es zu greifen. Ich konnte nur warten wie ein Schaf,

das den Todesstreich des Schlächters kommen sieht.

»Du antwortest also nicht«, sagte Skor. »Na gut, machen wir's kurz!« Und er zog das Schwert ein Stück zurück, um mir den Todesstoß zu geben.

Duare stand dicht hinter ihm an einem Tisch, der mit Skors Kunstgegenständen übersät war. Ich wartete auf den Stoß, den ich mit den Händen ablenken wollte. Er zögerte einen Augenblick; wahrscheinlich wollte er den Augenblick meiner Todesangst länger auskosten. Aber ich gönnte ihm dieses Vergnügen nicht und lachte ihm frei ins Gesicht.

Im gleichen Augenblick nahm Duare eine schwere Vase vom Tisch, hob sie hoch und schmetterte sie auf Skors Kopf. Geräuschlos sank er zu Boden.

Ich sprang über ihn hinweg, um das Mädchen in die Arme zu nehmen, doch sie stieß mich zurück.

»Fassen Sie mich nicht an!« schnappte sie. »Wenn Sie aus Kormor fliehen wollen, dürfen wir keine Zeit verlieren. Kommen Sie. Ich weiß, wo das Mädchen ist, das Sie befreien wollten!«

Ihre Haltung mir gegenüber schien seltsam verändert und mein Stolz war verletzt. Ich folgte ihr. Sie führte mich in den Korridor, durch den wir gekommen waren. Nach wenigen Metern öffnete sie eine Tür zu unserer Rechten und betrat einen

anderen Flur, in dem sie gleich darauf vor einer verriegelten Tür halmachte.

»Sie ist hier in diesem Raum«, sagte sie.

Ich schob die Riegel zurück und öffnete die Tür. In der Mitte des Zimmers stand Nalte, den Blick auf mich gerichtet. Als sie mich erkannte, stieß sie einen leisen Freudenschrei aus, stürzte auf mich zu und umarmte mich.

»O Carson! Carson!« rief sie. »Ich wußte, daß Sie kommen würden. Ich hatte das Gefühl, daß Sie kommen würden!«

»Wir müssen uns beeilen«, sagte ich.

Ich wandte mich um. Auf der Schwelle stand Duare, den Kopf erhoben. Sie sagte nichts.

Nalte erkannte sie sofort. »Oh, Sie sind es!« rief sie aus. »Dann leben Sie also! Ich bin ja so froh! Wir fürchteten schon, daß Skor Sie umgebracht hätte.«

Naltes Freude schien Duare zu überraschen, die offensichtlich nicht damit gerechnet hatte und jetzt etwas auftaute. »Wenn wir aus Kormor fliehen wollen, dürfen wir nicht hierbleiben. Ich weiß zwar noch nicht, wie wir es schaffen sollen, aber ich kenne vielleicht einen Weg aus dem Schloß... einen Geheimgang, den Skor benutzt. Er hat mir die Tür einmal gezeigt; die Schlüssel trägt er aber immer bei sich.«

Wir kehrten in den Raum zurück, in dem wir Skor zurückgelassen hatten. Er begann sich gerade aufzurichten.

Ich rannte auf ihn zu und warf ihn wieder zu Boden. Er war noch halb bewußtlos und wehrte sich nicht. Ich hätte ihn wohl sofort umbringen sollen, aber irgendwie widerstrebte es mir, einen wehrlosen Mann zu töten – auch wenn es sich um einen Unhold wie Skor handelte. Statt dessen knebelte und fesselte ich ihn und nahm ihm schließlich seine Schlüssel ab.

Danach führte uns Duare in das zweite Stockwerk des Palastes und in einen großen Raum, der nach Skors bizarrem Geschmack eingerichtet war. Sie durchquerte das Zimmer und hob einen grotesken Wandteppich zur Seite; dahinter lag eine kleine Tür.

»Hier ist die Tür«, sagte sie. »Finden Sie einen Schlüssel, der ins Schloß paßt?«

Ich probierte mehrere Schlüssel durch und stieß schließlich auf den richtigen. Hinter der Tür wurde ein schmaler Korridor sichtbar, den wir betraten, nachdem wir den Wandteppich vor die Öffnung getan und die Tür hinter uns geschlossen hatten. Nach wenigen Schritten erreichten wir eine Wendeltreppe. Ich ging voran, Skors Schwert in der Hand; die Mädchen folgten dichtauf.

Die Treppe war erleuchtet und wir kamen gut voran. Schließlich nahmen die Stufen ein Ende und wir kamen wieder in einen Korridor. Ich wartete, bis Duare und Nalte neben mir standen.

»Wissen Sie, wohin dieser Korridor führt?« fragte ich Duare.

»Nein«, erwiederte sie. »Skor hat mir nur gesagt, daß er auf diesem Weg das Schloß verlassen könnte, ohne gesehen zu werden. Er ist immer auf diese Weise gekommen und gegangen. In allem, was er tat, war er sehr geheimnisvoll.«

»Soweit ich es beurteilen kann, müßten wir etwa im Kellergeschoß des Schlosses sein. Ich wünschte, wir wüßten mehr über den Korridor – aber es gibt nur eine Möglichkeit, um festzustellen, wo er endet. Kommen Sie!«

Je weiter wir in den Gang vordrangen, desto dunkler wurde es. Wir legten eine beträchtliche Entfernung zurück und kamen schließlich zu einer Holztreppe. Vorsichtig tastete ich mich einige Stufen hoch und stieß schließlich gegen ein Hindernis. Ich befuhrte es und stellte fest, daß es sich um eine Falltür handeln müßte, die sich allerdings nicht öffnen ließ. Nach einem Suchen fand ich den Riegel, schob ihn zurück, lauschte einen Augenblick, öffnete die Tür und steckte den Kopf durch die Öffnung.

Es war nicht viel zu sehen – nur das dunkle Innere eines Raumes mit einem einzelnen Fenster, durch das der Schimmer des nächtlichen Himmels sichtbar war. Ich packte Skors Schwert fester und stieg in den Raum hinauf. Kein Geräusch war zu hören.

Die Mädchen standen dicht hinter mir; sie atmeten erregt. Wir warteten und lauschten. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit und ich glaubte neben dem Fenster die Umrisse einer Tür zu erkennen. Ich schlich mich hinüber; ich hatte mich nicht getäuscht.

Vorsichtig öffnete ich sie und sah mich um; vor mir lag eine der düsteren Straßen Kormors. Sie führte direkt vom Schloß fort, das als dunkler Schatten zu meiner Rechten sichtbar war.

»Kommen Sie!« flüsterte ich und wir traten auf die Straße hinaus und wandten uns nach links. »Wenn uns jemand entgegenkommt«, sagte ich leise, »müssen wir den Kopf gesenkt halten und dahinschlurfen wie alle anderen. An unseren Augen kann man uns erkennen.«

»Wohin gehen wir?« fragte Duare flüsternd.

»Ich will versuchen, das Haus wiederzufinden, durch das ich in die Stadt gekommen bin«, erwiderte ich. »Aber ich weiß nicht, ob mir das gelingt.«

»Und wenn es nicht klappt?«

»Dann werden wir versuchen müssen, über die Stadtmauer zu klettern. Ich werde schon eine Möglichkeit finden, Duare.«

»Was macht es schon aus?« murmelte sie halb zu sich selbst. »Wenn wir fliehen können, werden wir nur bald in neuen Gefahren stecken. Ich wünschte, ich wäre tot.«

Ich war entsetzt; bisher war es nicht Duares Art gewesen, gleichgültig und hoffnungslos zu sein. »Das dürfen Sie nicht sagen, Duare!« sagte ich heftig. »Wenn wir Havatoo erreichen, sind Sie in Sicherheit und ich habe dort eine Überraschung für Sie, die Ihnen neue Hoffnung geben wird.« Ich dachte an das Flugzeug, mit dem wir vielleicht Vepaja finden konnten.

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist alles sinnlos. Ich werde niemals wieder glücklich sein.«

Einige dunkle Gestalten, die uns entgegenkamen, machten unserem Gespräch ein Ende. Mit gesenktem Blick und schlurfendem Schritt bewegten wir uns dahin. Sie gingen an uns vorüber und ich atmete erleichtert auf.

Es wäre sinnlos, an dieser Stelle näher auf unsere Suche nach dem Haus einzugehen. Ich fand es jedenfalls nicht. Wir waren die ganze Nacht unterwegs, und als die Dämmerung heraufzog,

begann ich nach einem Ort zu suchen, an dem wir uns bis zum folgenden Abend verstecken konnten.

Ich sah ein Haus mit zerbrochener Tür – ein Anblick, der in Kormor nicht selten war – und stellte fest, daß es unbewohnt und für unsere Zwecke geeignet war. Wir stiegen in das Obergeschoß und machten es uns in einem rückwärtigen Zimmer bequem.

Da wir sehr müde waren, legten wir uns sofort zur Ruhe. Es wurde nicht mehr gesprochen; jeder schien mit seinen eigenen, düsteren Gedanken beschäftigt.

*

Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht; jedenfalls weckten mich Schritte im Nachbarzimmer. Irgend jemand bewegte sich und ich hörte, wie der Unbekannte leise vor sich hin murmelte.

Langsam erhob ich mich, Skors Schwert in der Hand. Es kam mir nicht in den Sinn, daß es gegen einen Toten ja nichts ausrichten konnte; aber ich fühlte mich mit der Waffe doch sicherer.

Die Schritte näherten sich der Tür zu unserem Raum und im nächsten Augenblick stand eine alte Frau auf der Schwelle und starrte mich erstaunt an.

»Was tun Sie hier?« fragte sie.

Sie war ebenso überrascht wie ich; einen wirklich gealterten Menschen hatte ich in Amtor bisher noch nicht gesehen. Ihre Stimme weckte die Mädchen und ich hörte, wie sie sich hinter mir erhoben.

»Was tun Sie hier?« wiederholte die alte Frau mürrisch. »Verschwindet aus meinem Haus, verdammte Leichen! Ich lasse es nicht zu, daß sich Skors Ungeziefer hier breitmacht!«

Ich starrte sie verblüfft an. »Sind Sie denn nicht tot?« fragte ich.

»Natürlich bin ich nicht tot!« schnappte sie.

»Wir ebenfalls nicht«, sagte ich.

»Wie? Nicht tot?« fragte sie und trat näher. »Lassen Sie mich Ihre Augen sehen. Nein, sie sehen nicht wie die Augen eines Toten aus. Aber man sagt, daß Skor schon eine Möglichkeit gefunden hat, auch toten Augen Leben zu geben.«

»Wir sind nicht tot«, wiederholte ich.

»Was macht ihr dann in Kormor? Ich hatte geglaubt, alle lebenden Männer und Frauen unserer Stadt zu kennen und Sie kenne ich nicht. Leben die Frauen auch noch?«

»Ja, wir leben alle noch.« Ich überlegte hastig. Konnten wir ihr trauen und ihr unser Geheimnis verraten? Offensichtlich haßte sie Skor und wenn

sie uns ohnehin hätte verraten wollen, wären wir ihr schon ausgeliefert. Wir hatten also nichts zu verlieren. »Wir waren Gefangene von Skor«, sagte ich. »Wir sind geflohen und wollen jetzt die Stadt verlassen. Wollen Sie uns helfen – oder werden Sie uns Skor ausliefern?«

»Ausliefern? Bestimmt nicht!« schnappte sie. »Aber wie ich Ihnen helfen sollte, wüßte ich nicht. Sie können Kormor jedenfalls nicht verlassen. Die toten Wächter auf der Mauer schlafen nie.«

»Ich bin nach Kormor hineingekommen, ohne von den Wachen bemerkt zu werden«, sagte ich. »Wenn ich das Haus wiederfinden könnte, kämen wir auch wieder hinaus.«

»Was für ein Haus?« fragte sie.

»Das Haus am Ende des Tunnels, der unter dem Gerlat kum Rov nach Havatoo führt.«

»Ein Tunnel nach Havatoo! Davon weiß ich ja gar nichts! Sind Sie sicher?«

»Ich bin gestern nacht durch diesen Tunnel gekommen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Niemand hat bisher davon gehört – und wenn nicht einmal wir das Haus kennen, wie wollen Sie es dann finden? Aber ich werde versuchen, Ihnen zu helfen. Zumindest kann ich Sie verstecken und Ihnen etwas zu essen

geben. Wir Lebendigen helfen uns gegenseitig hier in Kormor.«

»Gibt es noch viele Lebende in der Stadt?« fragte ich.

»Leider nur wenige«, erwiderte sie. »Skor ist es bisher noch nicht gelungen, uns alle ausfindig zu machen. Unser Leben ist hart. Wir sind immer auf der Flucht, aber wenigstens ist es ein *Leben*. Wenn er uns aufspürt, ist es um uns geschehen.«

Die alte Frau kam näher. »Ich kann es einfach nicht glauben, daß Sie leben«, sagte sie. »Vielleicht wollen Sie mich täuschen.« Sie berührte mein Gesicht, ließ ihre Hände über meinen Oberkörper gleiten und tastete schließlich nach meinem Puls. »Ja, Sie leben«, sagte sie dann.

In gleicher Weise untersuchte sie Duare und Nalte und war schließlich davon überzeugt, daß wir ihr die Wahrheit gesagt hatten. »Kommen Sie«, sagte sie. »Ich bringe Sie in ein besseres Versteck. Dieses Haus benutze ich nicht sehr oft.«

Sie führte uns über den Hof in ein anderes Gebäude, das kaum besser eingerichtet war.

»Ich nehme an, Sie wollen etwas zu essen und zu trinken«, sagte sie.

»Ja bitte«, sagte Nalte. »Ich habe seit gestern abend nichts mehr bekommen.«

»Armes Ding«, sagte die alte Frau. »Ich werde Ihnen etwas besorgen. Wie jung und hübsch Sie sind! Ich war auch einmal jung und hübsch.«

»Warum sind Sie alt geworden?« fragte ich. »Ich hatte angenommen, daß das Geheimnis des langen Lebens allen Menschen in Amtor bekannt sei.«

»Ja, aber wie viele Menschen in Kormor können das Serum bekommen? Bevor Skor Herrscher wurde, hatten wir es, aber er nahm es uns fort. Er sagte, er würde bald eine neue Rasse schaffen, die niemals altern könnte. Die Wirkung meiner letzten Injektion läßt jetzt nach und ich werde bald sterben. Ich erhoffe den Tod, der sehr angenehm sein kann – wenn Skor nur nicht meine Leiche findet. Wenn einer von uns Lebenden stirbt, begraben wir ihn in den Kellern unserer Häuser. Ich bin bald wieder da.«

Mit diesen Worten ließ sie uns allein.

»Arme, alte Frau«, sagte Nalte. »Sie kann sich nur noch auf die Ruhe des Grabes freuen und es besteht noch die Gefahr, daß ihr Skor selbst diese Ruhe nimmt.«

»Wie sie ausgesehen hat!« sagte Duare entsetzt. »So ist es also, wenn man alt wird! So würde ich aussehen, wenn wir das Serum nicht hätten! Entsetzlich!«

Ich dachte darüber nach, wie mir beim Anblick der alten Frau zumute gewesen wäre, wenn ich in meinem ganzen Leben noch keinen alten Menschen gesehen hätte. Duare jedenfalls schien voller Mitleid zu sein, als die alte Frau zurückkam.

Sie lief ihr entgegen und nahm ihr die schwere Last ab. »Sie hätten mich mitnehmen sollen, damit ich Ihnen helfe«, sagte sie. »Ich bin jünger und kräftiger.«

Dann stellte sie die Nahrung und das Wasser auf den Tisch, legte der Alten einen Arm um die Schulter und zog sie auf die Bank. »Setzen Sie sich«, sagte sie. »Nalte und ich werden das Essen zubereiten. Sie bleiben einfach sitzen und ruhen sich aus, bis alles fertig ist – und dann essen wir zusammen.«

Die alte Frau starrte sie einen Augenblick verwirrt an und brach dann in Tränen aus. Duare setzte sich neben sie und versuchte sie zu trösten. »Warum weinen Sie denn?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, schluchzte die alte Frau. »Es ist so lange her, daß jemand freundlich zu mir gewesen ist, daß sich jemand um mich gekümmert hat.«

Auch Duare und Nalte waren den Tränen nahe und sie widmeten sich hastig der Küchenarbeit, um ihre Gefühle zu verbergen.

Am Abend kam etwa ein Dutzend Lebende in das Haus der alten Frau, die Kroona hieß. Sie

lachten über ihre Ängste und sagten, daß Skor die Suche nach ihnen längst aufgegeben hätte. Aber Kroona beharrte darauf, daß sie alle in Gefahr wären und ich machte mir bald klar, daß sie ohne diesen Wahn nicht leben konnte. Das Bewußtsein, ein Leben in ständiger Gefahr zu führen, gab ihr neue Lebenskraft.

Einig war man sich darüber, daß wir in großer Gefahr schwebten und die Alten drängten uns ihre Hilfe förmlich auf; sie boten sich an, uns zu versorgen und uns vor unseren Feinden zu verstecken. Mehr konnten sie allerdings nicht tun, denn niemand hielt es für möglich, daß wir Kormor ungesehen verlassen konnten.

Früh am nächsten Morgen kam ein sehr alter Mann, der auch zu den Besuchern gehört hatte, erregt zu uns. Seine sehnigen Hände zitterten. »Man durchsucht die Stadt nach Ihnen!« flüsterte er. »Es geht ein Gerücht über die schrecklichen Dinge um, die Sie Skor angetan haben und von den Plänen, die er mit Ihnen hat, wenn er Sie findet... Einen Tag und eine ganze Nacht lang hat er in Fesseln gelegen, ehe er von einer seiner Kreaturen entdeckt wurde. Jetzt läßt er die ganze Stadt nach Ihnen durchsuchen. Die Häscher müssen jeden Augenblick hier sein.«

»Was können wir nur tun?« fragte Duare. »Wo können wir uns verstecken?«

»Sie können nichts tun«, sagte der alte Mann, »sondern nur warten. Der Suchtrupp wird keinen Winkel auslassen.«

»O doch, wir *können* etwas tun«, sagte Nalte plötzlich und wandte sich an den alten Mann. »Können Sie uns Farben besorgen, wie sie die Toten verwenden, um ihr Gesicht zu schminken?«

»Ja«, erwiederte der alte Mann.

»Dann holen Sie sie bitte schnell!« drängte Nalte.

Der alte Mann humpelte davon.

»Eine andere Möglichkeit gibt es nicht, Nalte!« rief ich. »Wenn er es rechtzeitig schafft, können wir sie vielleicht täuschen. Skors tote Kreaturen sind nicht sehr intelligent.«

Endlich kehrte der alte Mann zurück und schleppte sich mit einem großen Schminkkasten ab, den ihm – wie er sagte – ein guter Freund geliehen hatte.

Hastig machte sich Nalte an die Arbeit und hatte Duare bald in eine alte Frau mit runzligem Gesicht und eingefallenen Wangen verwandelt. Das Haar bereitete uns die größten Probleme und wir verbrauchten fast die ganze weiße Farbe.

Duare und ich machten uns dann gemeinsam an Nalte zu schaffen, da wir keine Zeit zu verlieren hatten. Der alte Mann hatte bei seiner Rückkehr gemeldet, daß der Suchtrupp bereits im nächsten

Häuserblock wäre und sich in unsere Richtung bewegte. Schließlich verwandelten Nalte und Duare mich in einen sehr traurig aussehenden alten Mann.

Kroona schlug vor, daß wir uns mit irgend etwas beschäftigen sollten, damit die Hässcher nicht unnötig auf uns aufmerksam wurden und sie schickte mich in den Hof hinaus, wo ich ein Loch graben mußte. Die Mädchen beschäftigten sich mit Näharbeiten. Ihr Vorschlag erinnerte mich gerade noch rechtzeitig daran, daß ich Skors Schwert verstecken mußte. Wenn man es in meinem Besitz gefunden hätte...!

Ich wickelte es in ein Stück Tuch und trug es in den Hof hinaus. Sie können darauf wetten, daß ich mein erstes Loch in Rekordzeit grub. Ich versenkte das Schwert darin und schüttete die Grube zu. Dann begann ich daneben ein zweites Loch zu graben und warf den Dreck auf die Stelle, wo das Schwert lag.

Ich hatte meine Arbeit eben beendet, als das Hoftor aufgestoßen wurde und ein Trupp toter Männer hereingeschlurft kam. »Wir sind auf der Suche nach den Fremden, die aus dem Palast geflohen sind«, sagte einer. »Sind sie hier?«

Ich legte eine Hand hinter das Ohr und sagte: »Äh?«

Der Mann wiederholte seine Frage, wobei er fast brüllte, aber ich tat wieder so, als ob ich nicht

verstanden hätte. Da gab er es auf und folgte den anderen ins Haus.

Ich hörte, wie sie durch die Zimmer stapften, und jeden Augenblick rechnete ich mit einem Lärm, der mir anzeigen würde, daß Nalte und Duare entdeckt waren.

18

Skors Kreaturen durchsuchten Kroonas Haus mit größerer Sorgfalt, als sie dem Haus eines Toten gewidmet hätten, denn Skor nahm natürlich an, daß die Flüchtlinge vor allen Dingen bei den Lebenden Hilfe finden würden. Aber sie stießen auf nichts und verließen das Haus wieder. Ich setzte mich auf den Haufen, den ich aufgeworfen hatte und wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Im Haus fand ich Duare, Nalte und Kroona, die schweigend vor sich hinstarrten. Sie schienen noch nicht begriffen zu haben, daß sie die Gefahr heil überstanden hatten.

»Das wäre geschafft!« sagte ich.

Meine Stimme schien den Bann zu brechen.

»Wissen Sie, was uns gerettet hat?« fragte Nalte.

»Wieso, unsere Verkleidung natürlich!« erwiderte ich.

»Ja«, sagte sie, »die trug auch dazu bei. Aber unsere Rettung ist hauptsächlich der Dummheit der Suchmannschaft zu verdanken. Die Burschen haben uns kaum angesehen. Sie waren auf der

Suche nach drei Flüchtlingen, die sich *versteckten* und weil wir uns nicht versteckten, nahmen sie von uns keine Notiz.«

»Können wir die Farbe jetzt wieder abmachen?« fragte Duare. »Sie brennt unangenehm auf der Haut.«

»Wir sollten sie drauflassen«, erwiderte ich. »Wir wissen, daß die Männer bei dieser Suche nichts finden werden. Vielleicht ordnet Skor dann eine zweite Durchsuchung an und das nächstmal haben wir vielleicht nicht so viel Zeit.«

»Sie haben wahrscheinlich recht«, sagte Duare. »Alles läßt sich ertragen, wenn man nur Skors Gewalt entkommt.«

»Die Verkleidung hat einen großen Vorteil«, sagte Nalte. »Wir können uns unbefangener in der Öffentlichkeit bewegen und brauchen nicht die ganze Zeit in diesem muffigen Hinterzimmer zu sitzen. Ich werde mal nach vorn gehen und ein wenig frische Luft schnappen.«

Das war kein schlechter Vorschlag und Duare und ich folgten Naltes Beispiel, während sich Kroona um den Haushalt kümmerte.

Vom Vorderzimmer des Obergeschosses konnte man die Straße überblicken und wir hörten den Suchtrupp, der eben im Nachbarhaus am Werke war.

Plötzlich ergriff Nalte meinen Arm. »Sehen Sie den Mann?« flüsterte sie erregt und deutete auf eine dahinschlurfende Gestalt, die etwas besser gekleidet war als die anderen Fußgänger.

»Ja, ich sehe ihn«, erwiderte ich. »Was ist mit ihm?«

»Das ist der Mann, der mich aus Havatoo verschleppt hat.«

»Sind Sie sicher?« fragte ich.

»Absolut«, sagte Nalte. »Dieses Gesicht werde ich nie vergessen.«

Sofort kam mir ein Gedanke, eine Inspiration. »Ich folge ihm«, sagte ich. »Ich hoffe, ich bin bald zurück. Drücken Sie mir den Daumen.« Ich wandte mich um und verließ den Raum.

Einen Augenblick später war ich auf der Straße. Der Mann ging nur wenige Schritte vor mir. Wenn ich richtig vermutete, würde er mich irgendwann zum Eingang des Tunnels führen; wenn nicht heute, dann bestimmt in den nächsten Tagen. Ich mußte zunächst nur herausfinden, wo er wohnte.

Er ging schneller als die anderen Gestalten, die in der Straße zu sehen waren und schien ein bestimmtes Ziel zu haben. Ich nahm an, daß er das Ergebnis eines der erfolgreicheren Experimente Skors war und aus diesem Grunde schwierige

Sonderaufträge in Havatoo erhalten hatte, wo sich ein normaler Untoter kaum als Lebender ausgeben konnte.

Unterwegs versuchte ich mir das Straßenbild einzuprägen, damit ich mich auf dem Rückweg nicht wieder verirrte. Als er wenig später in eine Straße einbog, die zum Fluß hinabführte, begannen meine Hoffnungen zu steigen und ich merkte mir die Gebäude an der Kreuzung.

In der Nähe des Flusses wandte sich der Mann in eine kleine Straße und dann wieder nach links, dem Fluß zu. Und hier erblickte ich das Haus, unter dem der Tunnel von Havatoo endete.

Am Tor, das in den Hof des Hauses führte, blickte sich der Mann zum erstenmal um und sah mich. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Weg fortzusetzen. Dabei hielt ich die Augen gesenkt und schenkte ihm keine Beachtung. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich ihn eingeholt hatte und wollte eben erleichtert an ihm vorübergehen, als er mich ansprach.

»Wer bist du und was willst du hier?« fragte er.

»Ich suche nach einem Haus, in dem ich wohnen kann«, krächzte ich. »Bei meinem Haus sind die Türen und Fenster 'rausgefallen.«

»Hier sind keine Häuser für dich«, schnappte er.
»Leute von deiner Sorte haben in diesem Stadtteil

nichts zu suchen. Verschwinde und laß dich nie wieder hier blicken!«

»Ja«, erwiderte ich eingeschüchtert und wandte mich um.

Zu meiner Erleichterung ließ er mich gehen und einen Augenblick später war ich in die Seitenstraße eingebogen und konnte von ihm nicht mehr gesehen werden. Aber ich hatte erfahren, was ich wissen wollte. Jetzt konnte nur eine Katastrophe unsere Rettung verhindern!

Als ich langsam durch die Straßen Kormors schritt, gingen mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf und ich schmiedete auch eine Reihe von Fluchtplänen. Ich war entschlossen, mich sofort nach Anbruch der Dunkelheit auf den Weg zu machen und beschäftigte mich auch bereits mit den Dingen, die ich nach meiner Rückkehr nach Havatoo in Angriff nehmen wollte.

Als ich Kroonas Haus betrat, merkte ich sofort, daß etwas vorgefallen war. Duare und Nalte stürzten mir aufgeregt entgegen. Kroona und der alte Mann, der uns die Schminkfarben besorgt hatte, unterhielten sich in einer Ecke.

»Vielleicht ist es noch nicht zu spät!« sagte Duare.

»Ich wollte sie in ein anderes Versteck bringen«, krächzte Kroona, »aber sie wollten nicht ohne Sie

gehen. Wenn Sie gefangen wären, wollten sie nicht frei sein.«

»Wovon sprechen Sie überhaupt?« fragte ich. »Was ist passiert?«

»Das läßt sich schnell erzählen«, sagte der Alte. »Der Mann, der mir den Schminkkasten lieh, hat uns verraten, um sich bei Skor Liebkind zu machen. Ein guter Freund hat mit angehört, wie er seinem Diener den Befehl gab, Skor zu sagen, daß er ihn zu unserem Versteck führen wollte. Seine Männer können jeden Augenblick hier sein.«

Ich kam zu einer hastigen Entscheidung und wandte mich an Duare und Nalte. »Machen Sie so schnell wie möglich Ihr Make-up ab«, befahl ich. »Ich werde mich auch abschminken.«

»Aber dann sind wir doch verloren«, rief Duare.

»Im Gegenteil«, erwiderte ich und begann mein Haar zu waschen.

»Man wird uns ohne die Schminke erkennen«, sagte Duare, folgte aber meinem Befehl.

»Unsere Jugend wird die beste Verkleidung sein, die wir uns in dieser Notlage wünschen können«, erklärte ich. »Skors Kreaturen sind nicht sehr intelligent und man hat sie ausgeschickt, um nach drei Flüchtlingen zu suchen, die sich als alte Leute verkleidet haben. Also werden sie alle Menschen überprüfen, die alt

aussehen. Wenn wir das Haus verlassen, ehe sie eintreffen, haben wir eine Chance.«

Wir arbeiteten in größter Hast und hatten schließlich auch die letzten Reste unserer Maske entfernt. Dann dankten wir Kroona und dem alten Mann, verabschiedeten uns und verließen das Haus. Als wir auf den Bürgersteig hinaustraten, sahen wir einen Trupp Soldaten, der sich aus der Richtung des Palastes näherte.

»Das hat nicht mehr ganz geklappt«, sagte Nalte.
»Laufen wir los!«

»Nein«, erwiderte ich. »Das würde nur ihr Mißtrauen wecken. Kommt! Wir gehen ihnen entgegen.«

»Was!« sagte Duare erstaunt. »Wollen wir so schnell aufgeben?«

»Aber nein!« erwiderte ich. »Wir lassen uns auf ein großes Risiko ein, aber es bleibt uns keine andere Möglichkeit. Wenn die Soldaten drei Menschen zu Gesicht bekommen, die sich entfernen, werden sie uns anhalten – und dann sind wir verloren.

Aber wenn sie sehen, daß wir ihnen entgegenkommen, werden sie uns unmöglich für die Gesuchten halten. Schlurfen Sie mit den Füßen und halten Sie den Blick gesenkt. Duare, Sie gehen bitte ein paar Schritte vor Nalte. Ich bin auf der anderen Straßenseite. Auf diese Weise erregen

wir noch weniger Aufmerksamkeit. Immerhin sucht man nach einer Gruppe von drei Menschen.«

»Ich hoffe nur, daß Sie recht haben«, sagte Duare skeptisch. Auch ich war von meinem Plan nicht allzu begeistert.

Ich überquerte die Straße und ging den Soldaten auf ihrer Seite entgegen – in dem Bewußtsein, daß sie mich wahrscheinlich weniger kannten als Duare, die immerhin einige Zeit im Palast verbracht hatte.

Ich muß zugeben, daß mir gar nicht wohl zumute war, als sich die Entfernung verringerte. Aber ich hielt den Blick gesenkt und schlurfte langsam dahin. Als ich auf gleicher Höhe mit ihnen war, sprach mich der Anführer des Trupps plötzlich an. Das Herz wollte mir stillstehen. »Wo finden wir Kroonas Haus?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, erwiederte ich und setzte meinen Weg fort. Ich rechnete damit, von brutalen Händen zurückgerissen zu werden, doch es geschah nichts. Meine List hatte gewirkt!

Als wir außer Sichtweite der Soldaten waren, ging ich wieder auf die andere Straßenseite und bat die Mädchen, mir zu folgen.

Es war etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang und ich wagte es nicht, den Tunnel schon jetzt

aufzusuchen. Wir mußten zunächst ein Versteck finden und uns von der Straße fernhalten.

Ich bog in eine Seitenstraße ein und fand bald ein verlassenes Haus, in dem wir uns einnisteten.

Die Mädchen waren müde und schwiegen. Düstere Vorahnungen schienen sie zu plagen. Für sie sah die Zukunft nicht allzu rosig aus.

»Ich habe eine gute Nachricht«, sagte ich.

Duare blickte mich an und ließ nicht erkennen, ob sie mich verstanden hatte oder nicht. Sie schien zu glauben, daß es niemals wieder eine gute Nachricht für sie geben könnte. Seit unserer Flucht aus dem Palast war sie ungewöhnlich still gewesen und sprach überhaupt nur, wenn man eine Frage an sie richtete. Auch mit Nalte redete sie wenig, wenn sie das Mädchen auch mit einer gewissen Freundlichkeit behandelte.

»Was für eine gute Nachricht?« fragte Nalte.

»Ich habe den Eingang zum Tunnel nach Havatoo gefunden!« sagte ich.

Die Ankündigung schien Nalte zu elektrisieren, während Duare nur höfliches Interesse zeigte. »In Havatoo«, sagte sie, »bin ich meiner Heimat auch nicht viel näher als hier.«

»Aber Ihr Leben ist dort wenigstens nicht in Gefahr.«

Sie zuckte die Schultern. »Ich weiß noch nicht einmal, ob ich überhaupt weiterleben möchte«, sagte sie.

»Sie dürfen nicht so mutlos sein«, sagte ich. »Wenn wir erst einmal in Havatoo sind, wird sich bestimmt auch eine Möglichkeit finden, Sie zu Ihrem Volk zurückzubringen.« Ich dachte an das Flugzeug, das in seinem Hangar startbereit wartete; aber ich sagte zunächst noch nichts davon. Ich wollte es ihr als Überraschung präsentieren. Außerdem waren wir noch nicht in Havatoo.

Die beiden Stunden, die wir in unserem Versteck verbrachten, waren die längsten meines Lebens; aber endlich war es dunkel genug.

Die Straße war verlassen, als wir vor das Gebäude traten. Ich wußte genau, welchen Weg ich einschlagen mußte und ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir unser Ziel.

Ich führte die Mädchen in das Gebäude, das ich zunächst durchsuchte, um mich zu vergewissern, daß wir allein waren. Dabei fehlte mir Skors Schwert sehr. Wenngleich es mir gegen einen Toten wenig genützt hätte, wäre mir doch wohler gewesen, sein Gewicht in der Hand zu spüren.

Schließlich näherte ich mich dem Paneel, hinter dem der Eingang zum Tunnel lag. Duare und Nalte standen dicht hinter mir, als ich auf den

versteckten Hebel drückte und Sekunden später stiegen wir bereits die dunkle Treppe hinab.

Jetzt bestand nur noch die Gefahr, daß wir einer von Skors Kreaturen in die Arme liefen, die sich auf dem Rückweg von Havatoo befand. Aber ich nahm nicht an, daß ich Grund zur Besorgnis hatte, denn ein Mann war gerade heute nach Havatoo hinübergegangen und Skors Agenten schienen in Havatoo nicht gerade zahlreich zu sein.

Schweigend tasteten wir uns durch die absolute Dunkelheit des feuchten, schmalen Korridors, der unter dem Fluß des Todes hindurchführte. Ich konnte ein schnelleres Tempo anschlagen als auf meinem ersten Durchgang, da ich inzwischen wußte, daß mit größeren Hindernissen nicht zu rechnen war.

Schließlich stieß mein Fuß gegen die unterste Stufe der Treppe, die das Ende des Tunnels bedeutete und ohne zu horchen oder zu warten, stieß ich das Paneel zur Seite, das in den Raum führte, in dem mein Abenteuer begonnen hatte. Hätte uns Skor eine *ganze* Armee entgegengestellt, ich hätte sie in diesem Augenblick bestimmt überrannt, so nahe fühlte ich mich meinem Ziel.

Das düstere Gebäude war menschenleer. Hastig traten wir auf die Straße hinaus und hatten schon nach wenigen Sekunden die lebhafte Havatoo Lat erreicht.

In unseren schmutzigen Lumpen, die uns in Kormor als Verkleidung gedient hatten, waren wir hier sehr fehl am Platze und wir ernteten zahlreiche, mißtrauische Blicke.

Hastig mietete ich ein Taxi und befahl dem Fahrer, uns zum Haus Ero Shans zu fahren. Als wir uns in die Kissen sinken ließen, waren wir zum erstenmal seit vielen Tagen von allen Sorgen frei.

Wir unterhielten uns über viele Dinge während dieser Fahrt – besonders Nalte und ich. Duare war sehr schweigsam. Sie sprach von der Schönheit Havatoos und den unzähligen, unglaublichen Dingen, die uns umgaben, aber sie war schnell wieder verstummt.

Unser Fahrer hatte uns von Anfang an mißtrauisch beäugt und als er uns jetzt vor dem Haus Ero Shans absetzte, benahm er sich recht seltsam. Ero Shan dagegen freute sich außerordentlich über unser plötzliches Auftauchen. Er ließ Speise und Trank auffahren und bedrängte uns mit Fragen, bis wir ihm die ganze Geschichte dreimal erzählt hatten. Er beglückwünschte mich, daß ich Duare wiedergefunden hatte, aber es war offensichtlich, daß er sich am meisten über Naltes Rückkehr freute.

Die Mädchen waren müde und wir machten gerade Anstalten, sie in Naltes Zimmer zu bringen, als es an der Haustür klingelte. Einen Augenblick später

betrat ein Diener den Raum, gefolgt von einem Trupp Soldaten unter dem Kommando eines Offiziers.

Ero Shan war überrascht. Er nannte den Offizier beim Namen und fragte ihn nach seinem Begehr.

»Es tut mir leid, Ero Shan«, erwiderte der Mann, »aber ich habe Befehl vom Sanjong, die verdächtig aussehenden Personen zu verhaften, die vorhin Ihr Haus betreten haben.«

»Aber niemand hat mein Haus betreten«, sagte Ero Shan, »außer Carson Napier, den Sie kennen und diesen beiden jungen Frauen. Sie sind alle meine Freunde.«

Der Offizier musterte uns und unsere schäbige Kleidung. »Das müssen sie sein«, sagte er. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Ero Shan begleitete uns und kurz darauf standen wir vor einem dreiköpfigen Untersuchungsausschuß.

Ankläger war der Fahrer, der uns zu Ero Shans Haus gebracht hatte. Er sagte, daß er in der Nähe der Havatoo Lat wohne und von Naltes Entführung gehört habe. Er sei daher sofort darauf aufmerksam geworden, als er drei Menschen in zerlumpter Kleidung gesehen hätte. Er klagte uns an, Spione Skors zu sein und ließ sich nicht davon abbringen, daß wir geschminkte Untote wären.

Der Untersuchungsausschuß hörte sich meine Geschichte an und unterzog Duare und Nalte einer

kurzen Untersuchung. Man stellte auch Ero Shan einige Fragen. Dann entließ man Nalte und mich und ordnete eine offizielle Untersuchung Duares am nächsten Tage an.

Ich hatte den Eindruck, als wären sie Duare gegenüber besonders reserviert und Ero Shan schien die gleiche Beobachtung gemacht zu haben, obwohl er mir das erst eingestand, als wir unter uns waren.

»In Havatoo geht die Gerechtigkeit manchmal in die Irre«, sagte er ernst. »Der Haß, den wir gegenüber Kormor und seinen Bewohnern verspüren, beeinflußt alle unsere Entscheidungen, die damit zu tun haben. Duare gibt offen zu, daß sie eine Zeitlang in Kormor gelebt hat, daß sie sogar im Palast des Jong gewesen ist. Der Untersuchungsausschuß weiß nichts über sie und man wird Ihnen nicht zu trauen wagen.«

»Sie glauben also, daß Duare in Gefahr ist?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er. »Es mag ja alles gut werden, aber wenn der Ausschuß auch nur den geringsten Zweifel hat, wird er die Vernichtung des Mädchens anordnen. Dabei geht er von der Voraussetzung aus, daß es besser ist, einem einzelnen Unrecht zu tun, als die Gemeinschaft in Gefahr zu bringen.«

Ich schlief schlecht an diesem Abend. Angst plagte mich. Was mochte der morgige Tag bringen?

19

Man erlaubte es mir nicht, Duare während der Untersuchung beizustehen. Sie wurde der gleichen Frau anvertraut, die sich vorher auch schon um Nalte gekümmert hatte – Hara Es.

Um die Stunden bis zur Verkündung des Prüfungsergebnisses abzukürzen, begab ich mich in den Hangar, um mein Flugzeug noch einmal zu überprüfen. Es war alles in bester Ordnung. Bedrückt kehrte ich schließlich in das Haus zurück, das ich gemeinsam mit Ero Shan bewohnte.

Er war nicht da. Ich versuchte zu lesen, konnte mich jedoch nicht konzentrieren, weil meine Gedanken bei Duare weilten. Schließlich kehrte Ero Shan zurück. Beim Klang seiner Schritte erwachte ich aus meiner Erstarrung und als ich ihn zu Gesicht bekam, stockte mir das Herz. Meine schlimmsten Befürchtungen schienen sich zu bewahrheiten.

Mit ernstem Gesicht legte er mir eine Hand auf die Schulter. »Ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie, mein Freund«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte ich. »Ihre Augen verraten alles. Man hat Duares Tod befohlen?«

»Es ist ein ungerechtes Urteil«, sagte er, »aber wir können nichts dagegen tun. Wir müssen die Entscheidung als die ehrliche Überzeugung des Ausschusses akzeptieren, daß er zum Vorteil der Stadt gehandelt hat.«

»Läßt sich überhaupt nichts tun?« fragte ich.

»Nichts«, erwiderte er.

»Wird man mir gestatten, sie aus Havatoo fortzubringen?« fragte ich.

»Nein; man fürchtet den ansteckenden Einfluß Skors und seiner Wesen sosehr, daß man sie auf jeden Fall töten wird.«

»Aber sie gehört nicht zu Skors Wesen!« rief ich.

»Ich bin sicher, daß die Ausschußmitglieder ihre Zweifel hatten, aber im Zweifelsfalle ist eben zugunsten der Stadt zu entscheiden und nicht zugunsten des Angeklagten. Wir können nichts tun.«

»Glauben Sie, daß man mich zu ihr läßt?« fragte ich.

»Möglich wäre das schon«, erwiderte er. »Aus irgendeinem Grund hat man ihre Hinrichtung erst für morgen angesetzt.«

»Würden Sie bitte versuchen, das für mich möglich zu machen, Ero Shan?«

»Aber natürlich«, sagte er. »Warten Sie hier. Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.«

Die nächsten Stunden waren die Hölle. Niemals in meinem ganzen Leben hatte ich mich in einer Notlage derart hilflos gefühlt. Hätte ich es mit gewöhnlichen Menschen zu tun gehabt, wäre vielleicht eine Rettung möglich gewesen, aber so blieb mir keine Hoffnung. Die Aufrichtigkeit, mit der diese Leute handelten, schloß von vornherein aus, daß sie sich bestechen oder aus gefühlsmäßigen Gründen von ihrem Urteil abbringen ließen. Die kalte Logik ihrer Vernunft bildete ein unüberwindliches Bollwerk.

Es war dunkel, als Ero Shan zurückkehrte und sein Gesichtsausdruck war undurchdringlich. Er machte einen sehr erschöpften Eindruck.

»Nun?« fragte ich. »Wie lautet die Entscheidung?«

»Es war recht mühselig«, sagte er, »und ich mußte bis zum Sanjong vordringen, aber schließlich habe ich Ihre Besuchserlaubnis doch bekommen.«

»Wo ist Duare? Wann kann ich sie sehen?«

»Ich bringe Sie jetzt zu ihr.«

Als wir in seinem Wagen saßen, fragte ich ihn, wie er das geschafft hätte.

»Ich habe Nalte mitgenommen«, erwiderte er. »Sie wußte mehr über Sie und Duare und über Ihre Abenteuer als irgend jemand sonst in Havatoo. Eine Zeitlang hielt ich es sogar für möglich, daß sie das Sanjong dazu bringen würde, das Urteil zu widerrufen und es ist allein ihr zu verdanken, daß Sie schließlich die Besuchserlaubnis erhielten.

Ich habe von Nalte eine Menge über Sie und Duare erfahren; mehr als Sie mir jemals erzählt haben und ich habe auch etwas anderes erfahren.«

»Und das wäre?« fragte ich, als er innehielt.

»Daß ich Nalte liebe«, sagte er.

»Und haben Sie auch erfahren, daß Nalte Sie liebt?«

»Ja. Drohte Ihnen nicht so großes Leid, wäre ich heute abend der glücklichste Mann in Havatoo. Aber wie kommen Sie auf den Gedanken, daß Nalte mich liebt?«

»Weil sie es mir gesagt hat.«

»Und Sie haben mir nicht davon berichtet?«

»Wie hätte ich das tun können, ehe ich wußte, ob Sie dieses Gefühl erwidern?«

Während dieses Gesprächs waren wir die Korgan Lat entlanggefahren. Jetzt bog Ero Shan in eine Nebenstraße ein und hielt vor einem kleinen Haus.

»Das ist das Haus von Hara Es«, sagte er. »Duare befindet sich in ihrem Gewahrsam. Sie werden erwartet. Ich werde hier draußen bleiben. Sie dürfen fünf Vir lang bei Duare bleiben.«

Fünf Vir sind etwas mehr als zwanzig irdische Minuten. Eine viel zu kurze Zeit, aber besser als gar nichts. Ich klopfte an die Tür des Hauses und Hara Es öffnete mir selbst.

»Ich habe Sie schon erwartet«, sagte sie. »Kommen Sie herein.«

Sie führte mich in das Obergeschoß und schloß dort eine Tür auf. »Gehen Sie hinein«, sagte sie. »Ich bin in fünf Vir zurück.«

Als ich den Raum betrat, erhob sich Duare von einer Liege und starrte mich an. Hara Es schloß die Tür und ich hörte, wie sich ihre Schritte entfernten. Zum erstenmal seit langer Zeit waren Duare und ich allein.

»Warum sind Sie gekommen?« fragte sie müde.

»Das fragen Sie mich?« rief ich aus. »Sie wissen ganz genau, warum ich gekommen bin!«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie können nichts für mich tun – niemand kann mir helfen.«

»Ich liebe Sie. Ist das nicht Grund genug?«

»Sprechen Sie jetzt nicht von Liebe«, sagte sie und blickte mich seltsam an.

Ich versuchte sie etwas aufzuheitern, doch sie wandte sich ab. »Ich fürchte mich nicht vor dem Tod, Carson Napier. Da ich ohnehin niemals nach Vepaja zurückkehren könnte, sterbe ich lieber. Ich würde niemals glücklich sein.«

»Ich möchte nicht, daß Sie sterben. Sie dürfen nicht sterben!« sagte ich verzweifelt.

»Ich weiß, daß Sie so denken, Carson, aber was können wir tun?«

»Irgend etwas müssen wir doch tun können. Wer ist noch im Hause außer Hara Es und Ihnen?«

»Niemand sonst.«

Plötzlich zuckte ein greller Hoffnungsschimmer in mir auf. Ich ließ meinen Blick durch den Raum wandern, der nur die allernötigsten Möbelstücke enthielt, ohne etwas zu entdecken, womit ich meinen Plan ausführen konnte. Schließlich deutete ich auf Duares Halstuch.

»Geben Sie mir das«, sagte ich und näherte mich ihr.

»Warum?« fragte sie.

»Egal. Geben Sie es mir. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Duare gab mir das Tuch. »Hier ist es«, sagte sie.
»Was wollen Sie damit?«

»Warten Sie ab. Stellen Sie sich dort drüben auf die rechte Seite. Ich höre Hara Es kommen.«

Hastig trat ich hinter die Tür, so daß ich von Hara Es nicht sofort gesehen werden konnte und wartete. Obwohl nicht nur mein eigenes Leben auf dem Spiel stand, war ich völlig ruhig.

Die Schritte verstummtten vor der Tür und ich hörte, wie der Schlüssel im Schloß gedreht wurde. Im nächsten Augenblick schwang die Tür auf und Hara Es betrat den Raum. Ich umklammerte von hinten ihren Hals und stieß die Tür mit dem Fuß zu.

»Ruhe!« zischte ich, »oder ich muß Sie umbringen!«

Sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Sie sind wahnsinnig«, sagte sie. »Duare können Sie nicht retten und Sie haben sich jetzt Ihr Todesurteil selbst unterschrieben. Aus Havatoo entkommt niemand!«

Ich antwortete nicht, sondern machte mich hastig an die Arbeit. Ich band ihre Hände mit dem

Halstuch zusammen und knebelte sie. Dann legte ich sie vorsichtig auf die Liege.

»Es tut mir leid, Hara Es, daß ich Ihnen das antun muß. Aber ich kann nicht anders. Jetzt werde ich zuerst Ero Shan loswerden. Er weiß von nichts. Bitte teilen Sie dem Sanjong mit, daß Ero Shan in keiner Weise etwas mit diesen Ereignissen zu tun hat. Ich werde Sie hier jetzt zurücklassen, bis ich mich von ihm trennen kann, ohne sein Mißtrauen zu erwecken.

In der Zwischenzeit, Duare, müssen Sie Hara Es bewachen. Ich bin bald zurück.«

Ich bückte mich und nahm den Schlüssel auf, den Hara Es fallengelassen hatte. Dann verließ ich das Zimmer und verschloß die Tür hinter mir. Einen Augenblick später saß ich neben Ero Shan im Auto.

»Fahren wir so schnell wie möglich nach Hause«, sagte ich und begann düster vor mich hin zu starren. Ero Shan respektierte mein Schweigen.

Obwohl er schnell fuhr, schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis er den Wagen in unsere Garage am Haus steuerte. Da es keine Diebe in Havatoo gibt, blieben die Garagentüren weit offen. Mein Wagen war fahrbereit.

»Sie haben fast überhaupt nichts gegessen«, sagte Ero Shan, als wir das Haus betraten. »Vielleicht sollten Sie jetzt etwas zu sich nehmen.«

»Nein, danke«, sagte ich. »Ich ziehe mich zurück. Ich kann jetzt nichts essen.«

Er legte mir die Hand auf den Arm; dann wandte er sich schweigend ab und ließ mich allein. Er war ein wunderbarer Freund. Es widerte mich an, daß ich ihn täuschen mußte, aber um Duare zu retten, hätte ich jeden hinters Licht geführt.

Ich ging auf mein Zimmer, das ich aber sofort wieder verließ, nachdem ich mich bewaffnet hatte. Dann schlich ich mich in die Garage und schickte ein Dankgebet zum Himmel, daß der Motor meines Wagens so leise war. Wie ein Geist glitt er auf die Straße hinaus und ich rief Ero Shan ein stilles Lebewohl zu.

Als ich mich dem Haus von Hara Es näherte, wurde ich doch etwas nervös. Aber meine Sorge war unbegründet. Die Szene in Duares Zimmer hatte sich nicht verändert.

»Kommen Sie«, sagte ich zu Duare. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Sie folgte mir auf den Flur hinaus und ich verschloß die Tür hinter mir. Wenige Minuten später waren wir unterwegs.

»Wohin fahren wir?« fragte sie. »Wir können uns in Havatoo nicht verstecken. Man wird uns finden.«

»Wir werden Havatoo verlassen – für immer«, erwiderte ich. Im gleichen Augenblick sah ich einen Wagen vor dem Haus stoppen, das wir eben verlassen hatten. Zwei Männer saßen darin. Einer sprang auf und rannte zur Tür. Ich trat auf den Gashebel. Angst überfiel mich.

Duare war die Szene nicht entgangen. »Jetzt wird man alles entdecken«, sagte sie, »und man wird Sie umbringen. Ich wußte doch, daß es schlimm enden würde! Oh, warum haben Sie mich nicht sterben lassen? Ich möchte sterben!«

»Das werde ich nicht zulassen!«

Sie schwieg jetzt und wir rasten durch die fast verlassenen Straßen Havatoos auf die Kantom Lat und das Tor der Physiker zu.

Wir hatten etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als ich ein seltsames Geräusch vernahm, wie ich es in Havatoo noch nicht gehört hatte; es erinnerte mich an das Heulen von Sirenen. Offensichtlich hatte man unsere Flucht bemerkt.

Immer näher kam das beklemmende Jaulen, als ich den Wagen vor dem Hangar stoppte, in dem mein Flugzeug wartete; die Verfolger schienen von allen Seiten zu kommen. Offenbar ahnten sie,

wo sie uns finden konnten, denn hier lag unsere einzige Fluchtchance.

Gewaltsam zog ich Duare mit und hob sie schließlich in das Cockpit, während sich die großen Hangartüren automatisch öffneten.

Dann setzte ich mich neben sie. Das Flugzeug war für Übungszwecke eingerichtet und hatte daher zwei nebeneinanderstehende Sitze. Ich startete den Motor, der sofort leise und vibrationslos auf Höchsttouren lief und ließ die Maschine auf die Kantum Lat hinausrollen. Die Sirenen waren schon sehr nahe und ich sah die Lichter von Wagen, die heranrasten. Als ich zum Tor der Physiker hin beschleunigte, hörte ich das unheimliche Knistern amtorischer Gewehre hinter uns. Man hatte das Feuer eröffnet!

Ich zog die Maschine hoch; die Räder verließen den Boden, das gewaltige Tor ragte drohend vor uns auf. Hoch! Schneller! Ich hielt den Atem an. Konnten wir es schaffen? Das leichte Flugzeug gehorchte willig meinen Handbewegungen an den Kontrollen und schwang sich nun fast senkrecht in die Höhe. Um Haaresbreite rasten wir über das gewaltige Tor hinweg!

Die Lichter Havatoos breiteten sich tief unter uns aus, als ich die Maschine über das leuchtende Band steuerte, das der Fluß des Todes war und uns zum Meer führen sollte.

Duare hatte nichts gesagt, aber ich spürte, wie sie neben mir zitterte und legte ihr beruhigt die Hand auf den Arm. »Warum zittern Sie?« fragte ich. »Sie sind in Sicherheit.«

»Was ist das für ein Ding?« fragte sie. »Warum fällt es nicht zu Boden und tötet uns? Was hält es in der Luft?«

Ich erklärte es ihr, so gut ich es vermochte und versuchte ihr begreiflich zu machen, daß eine Absturzgefahr nicht bestand. Schließlich atmete sie erleichtert auf.

»Wenn Sie sagen, daß wir in Sicherheit sind, fürchte ich mich nicht mehr«, seufzte sie. »Aber sagen Sie mir, warum bringen Sie mir dieses Opfer?«

»Welches Opfer?« fragte ich.

»Sie können jetzt niemals nach Havatoo zurückkehren – man würde Sie umbringen.«

»Ich will nicht nach Havatoo zurückkehren, wenn ich dort nicht in Frieden leben kann.«

»Aber was ist mit Nalte?« fragte sie. »Sie lieben sie doch und jetzt werden Sie sie nie wiedersehen.«

»Ich liebe Nalte nicht und sie liebt mich ebenfalls nicht. Ich liebe nur Sie, Duare. Nalte hat ihr Herz an Ero Shan verloren. Wir sind auf dem Wege nach Vepaja und ich möchte lieber das Risiko auf

mich nehmen, Ihre Liebe dort zu gewinnen, als als Mitglied der Sanjong in Havatoo zu leben und Sie niemals wiederzusehen.«

Sie schwieg eine lange Zeit, wandte sich schließlich um und blickte mich an. »Carson«, sagte sie leise. »Ja, Duare, was ist?«

»Ich liebe dich!«

Ich traute meinen Ohren nicht. »Aber Duare, Sie sind die Tochter eines Jong von Vepaja!« rief ich.

»Das habe ich gewußt«, sagte sie, »aber ich habe jetzt erst gemerkt, daß ich vor allen Dingen eine Frau bin.«

Da nahm ich sie in die Arme. Ich hätte sie ewig so halten mögen, während unser herrliches Flugzeug Kurs auf Vepaja nahm.

- ENDE -